



Anker geworfen!

Roman

von

G. Felp.

(Schluß.)

Allegemach rüstet man zur Abfahrt; Boote kommen, die Barkassen werden hochgenommen, Tageshelle ist auf dem Schiff, Licht in allen Kabinen. Vom Strande her bietet das Schiff natürlich einen großartigen Anblick — ob man von dem Hotel wohl herüberseht?

„Wie das den Franzosen da imponieren wird!“ hat der erste Offizier gesagt.

Er sah nach seinem Kopf. „Sarn, ich bin so ein wenig — nein, ich komme doch gleich auf die Brücke.“

„Zu Befehl, Herr Kapitän!“

Das Unterheben kommandiert der erste Offizier, schon knarrt die gewaltige Kette, da gleitet noch ein Boot heran, aus dem Zeichen gegeben werden. Man läßt die Treppe noch einmal herunter.

Broesen kümmert sich nicht darum, wer sich verspätet hat, ist's jemand von der Besatzung, der auf Urlaub war, giebt's Strafe. Ist's ein Passagier — bah, sie hätten ihn ruhig diesmal sitzen lassen sollen. Mögen aufpassen, diese Landratten...

Der Anker ist hoch, das Signal gegeben, die Schraube dreht sich, langsam verläßt die Imperatrix den Hafen von Fort de France. Im Lichtglanz die Stadt, noch eine Weile die Konturen der Berge erkennbar, die Seezeichen am Hafen. Vom Krähenneß klingen die Melodien der Wache, die Schiffsuhr gläht — der helle Glanz des Scheinwerfers leuchtet über die rauschende Flut.

Der dienstthuende Offizier meldet sich auf der Kommandobrücke, Broesen geht hinunter. Wie er den Vorhang seiner Kabine lüftet, sieht er eine weibliche Gestalt auf dem Sofa lauern, sie trägt die Nationalkleidung der Frauen von Martinique, das schwarze Kleid, das weiße Brusttuch, den bunten Turban.

„Oh er stehend zurückfahren, fragen kann, wendet sie ihm das Gesicht zu — „Regina Hellmers!“

Er hat es laut gesagt.

„Ja, ich — in dieser Maskerade...“ kommt es von ihren Lippen, und sie schnellte empor. „Aber nicht, um Sie zu fragen, ob sie mir steht, bin ich da, Kapitän Broesen — und sie blickt ihn mit flammenden Augen an — „sondern

auf der Flucht, eine Unglückliche, die Sie nicht zurückweisen werden, dürfen!“

Er sieht sie wieder, an die er soeben da oben auf der Brücke mit Schmerz und Hoffnungslosigkeit gedacht, und die kleine Hand streckt sich nach ihm aus. Ganz nahe ist er der schlanken Gestalt, ganz nahe. Und die zitternde, weiche Stimme schlägt an sein Ohr, bittend, seine Hilfe heischend, „eine Unglückliche“.

Was er jetzt möchte, in diesem Augenblick — seine breite Brust hebt sich, wie erlösend frei geht sein Atem, auch in seinen Blicken flammt es; aber nur eine Sekunde vergift er Himmel und Erde, Meer und Land, und weiß nur, daß sie und er auf der Welt sind — ganz allein; nicht so lange dauert das an, daß er eine Bewegung auf sie zu machen, die kleinen Finger ergreifen kann.

Nur straffer, männlicher als sonst wird seine Haltung.

„Frau Fürstin!“

Sie versteht ihn sofort. „Ah, Ihre Pflicht, wollen Sie sagen?“ ruft sie, fassungslos. „Ihre Pflicht wird

es sein, nicht wahr? Noch sind wir ja nicht allzu weit von der Insel, eine kleine, schnell einzuholende Verspätung — Ihre Pflicht, Herr Kapitän Broesen, mich jenen beiden Leuten auszuliefern, wovon der eine mich lachend, einer Grille halber, verkauft, um sich an dem Experiment zu ergötzen, und der andre mich erkaufte und nun Anspruch auf seine Ware hat —“

„Fürstin!“

„Als Sie eintraten, nannten Sie mich Regina Hellmers — das bin ich. Und die sagt Ihnen, lebend bekommt mich der da drüben nicht in seine Gewalt!“

„Sie —“

Beide Hände streckt sie abwehrend aus. „Wollen Sie weniger Mitleid zeigen als Madame Selmine, deren Sympathien ich mich wirklich nicht rühmen konnte?“ Sie lacht scharf auf. „Und zu ihr bin ich hilfesuchend gekommen, und sie hat mich verstanden und mir zur Flucht verholfen. Es hat sie erbarmt.“

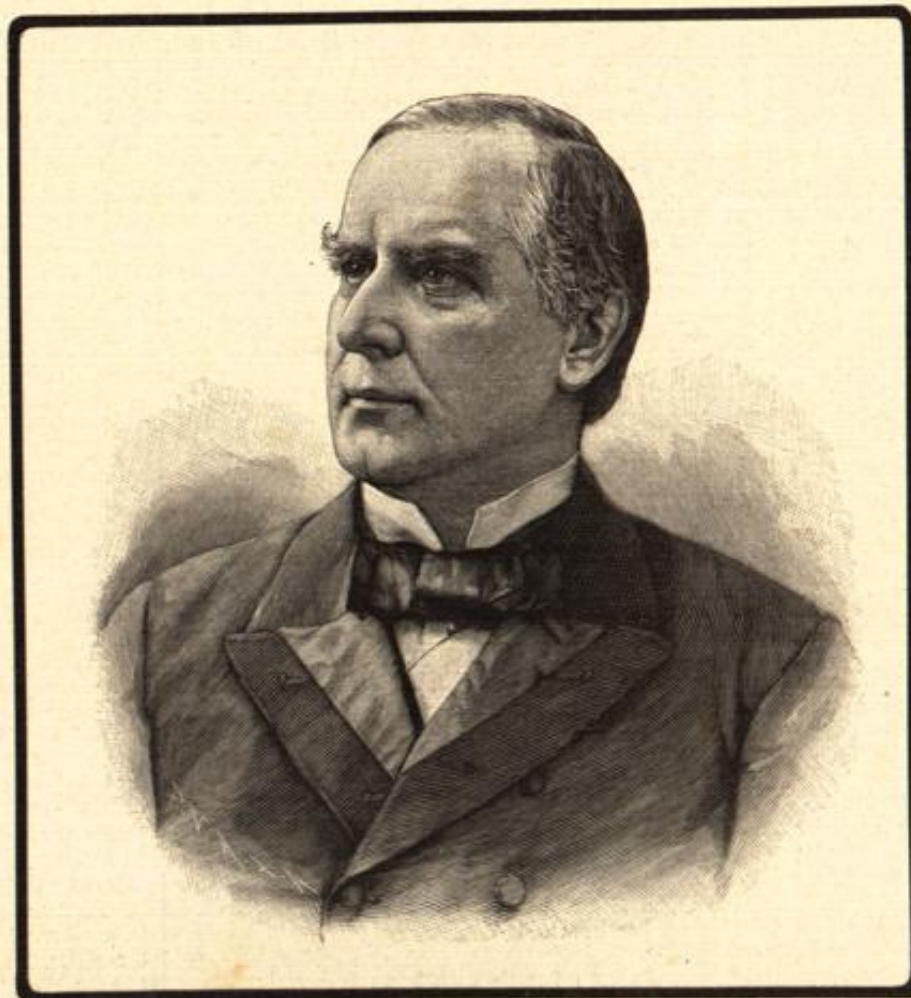
Ihre Zähne schlagen hörbar aufeinander, ein Schauer geht über ihren Körper hin.

Sie verhüllt ihr Gesicht, sich gegen die Rissen beugend, es kommt alles, was sie erlebte, ihr wieder vor Augen. Sie sieht die blumengeschmückten Räume in dem Hotel, so viel Rosen, Purpurblüten und ein betäubender Duft, der den Atem beklemmt, und vom Spiegel herüber ihr Bild, schlank, weiß, ein Ausdruck in den Zügen, der sie selber befremdet. Und von unten herauf klangen lustige Klavierweisen, Tänze; ihr Vater spielte und sang jene kleinen frivolen französischen Lieder, die er so sehr liebte. Sie hat es nicht mehr mit anhören können, mit ansehen mögen, wie er den amerikanischen Bäder betrunken macht. Jede ihrer Bewegungen wurde von dem Fürsten bewacht; trat sie an die offene Thür, war er neben ihr, unter halb geschlossenen Lidern glühten seine Augen sie an. Sie mußte den Blick mit den Wolfsaugen in seiner verschneiten Heimat vergleichen — so lauerten dort wohl die Raubtiere in Winternacht auf ihre Beute, sie umschleichend, immer näher, immer näher.

Spielend nahm er ihr ein Obstmesser aus der Hand. „Das ist nichts für Ihre schlanken Finger, Madame! Ich möchte jede Stednadel aus Ihrer Nähe entfernt wissen, aus Furcht, Sie könnten sich daran reiben.“

Ohne ihm zu antworten, ist sie aufgestanden. Er folgte ihr, bot ihr angelehnt der Fremdengruppe in der Halle den Arm, und automatenhaft stieg sie an seiner Seite die mattenbelegten Stufen hinauf.

Aus den zischelnden Lauten da unten hörte sie: „Un grand Seigneur — a beautiful woman!“



Mac Kinley, Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika †.

Blühende, starkduftende Blumen in den Vasen auf dem Treppengeländer, das Plätschern des Springbrunnens Klang silbern herauf. Zwei farbenschimmernde Arras schlangen sich an klirrenden Ketten unter einer Palme, der Schritt an ihrer Seite war ganz unhörbar. Ein weißgekleideter Neger schnellte herbei und stieß eine Thür auf. Der wandgroße Spiegel gegenüber zeigte beide Gestalten; sein Gesicht war rot und heiß, und Alkoholduft schlug ihr entgegen, als er sich über ihre Hand beugte; daß sie zusammenzuckte, machte ihn lachen.

„Meine schöne Regina, meine holde Spröde, einmal muß die sentimentale Komödie ein Ende haben!“

Sie stand unbeweglich in der Mitte des Raumes, er neben dem Tisch mit dem Riesenblumenkorb, lauter glühende Rosen barg er, und er zog eine hervor und atmete ihren Duft ein.

„Eine Komödie ist es ja doch nur, und jetzt fällt der Vorhang, denn sie ist aus. Ich bin ein Realist, meine schöne, blasse Fürstin.“

Er warf mit kurzem Lachen die Rose zu ihr hinüber, sie blieb auf ihrer Schleppe liegen, etwas Unzusammenhängendes hat sie gestammelt.

„Casta diva — verlassen Sie sich auf gar nichts als auf die Liebe Ihres Sie anbetenden Sklaven. Auch nicht auf den Inhalt Ihres silbernen Toilettenkastens. Den kleinen Toledaner Dolch, der darin war, hat mir Malwine ausgeliefert. Nein, nicht so böse Falten — was ist denn das Schlimme? Wenn Sie ihr von heute an nicht mehr trauen — nein, in Rufweite ist sie nicht —, wird eine neue engagiert, bei der ersten besten Gelegenheit. Ich habe nie an die unbedingte Treue von Diensthofen geglaubt. Ein paar Goldstücke erschüttern sie.“

Sie hatte mit einer Gebärde des Ekels die Rosen abgeschüttelt, die er eine nach der andern zu ihr hinwarf.

„Lassen Sie das!“

„Antike Sitte, schöne Regina. Und wirklich, wie eine Göttergestalt stehen Sie jetzt da. Schön im Zorn, bewundernswert. Aber — das Postament, ich glaube, ich entlehne diese Bezeichnung Ihrem genialen Vater — kommt ins Wanken.“ Hell, höhnisch, schneidend schrie sie ihm ins Ohr. Sie glitt nach der Thür des Nebenzimmers.

„Es hat keinen Ausgang, Fürstin,“ lachte er und streckte sich weit aus auf dem Sessel.

Langsam, wie ergeben, hat sie die Thür hinter sich zugezogen und sich über den niederen Balkon gebeugt — ein zischender Ruf, eine Antwort, — Cäsar war da. Sie zauderte nicht eine Sekunde, war's ein Sprung in einen Abgrund gewesen, sie würde ihn auch gewagt haben.

Und während der Halbtrunkene nebenan ein polnisches Liedchen sang von einem Herrn, der ins Fenster der Ruhmagd stieg, und mit den Füßen den Last dazu schlug, just über der Vorhalle, in der Baron Hellmers mit Nummern noch zehend und lärmend saß, fingen sie die mustelösen Arme auf; ein kurzes, gurgelndes Freudenlachen des schwarzen Menschen, dann faßte er ihre Hand. „Cäsar stark, Cäsar treuer Hund,“ murmelte er englisch, „nun fort!“

Und in atemloser Hast durch die dunkeln Straßen, über die Plätze, nach Villa Paradis.

„Mamie!“ Madame Selmine schluchzte. „Es ist gelungen! Ich habe die Heiligen angefleht, und ich habe solche Angst gehabt vor dieser polnischen bête féroce — da, wie mein Herz schlägt.“

Sie weiß nicht, was sie gesagt, sie hat die Kleider ergriffen in fliegender Eile, zusammenzuckend bei jedem Geräusch.

Die kleine Frau hat noch viel auf sie eingesprochen: „Wie romanesque das ist! Ein wirklicher Roman — ja! Das Boot ist bereit — während man Sie suchen wird, überall, fährt das Schiff ab. An das denkt man nicht — oh pauvre femme, man glaubt natürlich das Dummste, was eine schöne, kluge Frau nie thun sollte, daß Sie sich ein Leid angethan hätten!“

Dann unter Umarmungen:

„Danke? O, das nicht sagen, ich bin nicht gut. Es ist ma revanche — verstehen Sie?“ Ein leises, verständnisvolles Nicken: „Und den schönen Kapitän können Sie auch grüßen.“

Wieder durch das Dunkel unbekannter Wege, das atembeklemmende Duften tropischer Nachtblumen; dort Menschen, hier Tierstimmen, immer von dem schnellfüßigen Schwarzen gezogen, immer seine Weisungen im gebrochenen Englisch an ihr Ohr schlagend.

Und der Imperatrix entgegen, die dort in strahlender Helligkeit lag, mit rauschenden Ruderschlägen.

Sie weiß nicht, was sie Broesen erzählt hat, welche Worte sie fand, sie gewahrt immer nur den Mann unbeweglich, eifern vor sich.

„Ich glaubte, es wäre die rettende Pflanze,“ sagt sie und sinkt zurück.

Er sieht auch, während sie unzusammenhängend erzählt, die funkelnden Augen Borodowskys, hört das Rachen des Barons, weiß, daß sie dem Schiff entgegen-

fuhr mit dem Trostgefühl: dort ist einer, der mir beistehen wird — aber er sagt so kühl, als habe er auf eine Meldung zu antworten:

„Bis zum nächsten großen Hafen, wo wir ein Hamburger Schiff treffen, mögen Sie auf der Imperatrix bleiben.“

Ganz schwerfällig, als wäre ihm das Sprechen eine Mühe, kommt das heraus. Kein Ton der Teilnahme.

„Ich danke!“

Dann blickt er in das blasse Gesicht, auf den kummervoll verzogenen Mund.

„Noch eins! Sie sind stark, das haben Sie bewiesen, und ehrlich; — Sie werden mir Ihr Wort geben.“

„Sprechen Sie nicht weiter, Kapitän, ich werde nicht über Bord springen, hier nicht und nicht auf dem andern Schiff, dem Sie mich überliefern wollen.“

Er nickt; er glaubt ihr. Es ist abgethan.

Dann faßt er nach der Kante des Tisches.

„Ich habe nicht das Recht, Sie nach Gründen zu fragen, auch nicht das, Ihnen zu sagen, daß ich ahne, was Sie trieb, den ungewöhnlichen Schritt zu thun. Sie werden Ihre Freiheit erkämpfen wollen.“

„So — oder anders!“ sagt sie fest.

„Ich habe nur in mein Schiffsprotokoll zu schreiben, daß Sie unsere Gastlichkeit suchten, bis ein andres Fahrzeug Sie in die Heimat bringen kann.“

„Korrekt,“ antwortet Regina, „ganz korrekt!“ Und ein Lächeln spielt um ihre stolzen Lippen. „So — nicht anders wünsche ich es auch.“

Er will gerade die Hand nach dem elektrischen Knopf ausstrecken, da macht sie eine abwehrende Bewegung.

„Eine Sekunde noch. Die Fahrt nach dem nächsten großen Hafen.“

„Trinidad,“ wirft er ein.

„Wird nicht weit sein; ich könnte keine Gelegenheit mehr finden, Sie zu sprechen. Ich werde selbstverständlich ganz zurückgezogen in meiner Kabine bleiben — lassen Sie sich danken.“

„Nein!“ Kurz, scharf kommt das.

Dann das Klingelzeichen, und als blitzschnell sein Steward neben dem Vorhang auftaucht, bekommt er den Befehl, die Obersteward zu citieren.

Regina sitzt still, die Blicke am Boden; die breite Gestalt des Kapitäns füllt die Thüröffnung.

„Frau Heiter — Fürstin Borodowsky reist über Trinidad nach Hamburg; sie wird in ihrer Kabine oben auf dem Promenadendeck sein und nur von Ihnen bedient werden. Es hat niemand zu fragen. — Wollen Sie der Steward folgen, Fürstin!“

Sie faßt nach dem dunklen Mantel, den sie getragen, und geht, ohne noch einmal den Blick nach ihm zu erheben.

Wie die Schritte verklungen sind, kommt eine Schwäche über ihn, und er wankt nach dem Sofa und verbirgt den Kopf in den Polstern, wo Regina gesessen. Sekundenlang schüttelt es den mächtigen Körper. Da ein Geräusch — der dritte Offizier kommt mit dem Rettungsapparat.

„Herr Kapitän —“

„Gut, Herr Brausewetter!“

Man hat vor den englischen Inseln Santa Lucia und Barbados nur kurzen, halbtägigen Aufenthalt gehabt, die Passagiere und Waren gelandet und neue eingenommen. Doktor Wander findet es sehr langweilig an Bord, die interessanten Menschen schmelzen zusammen; der zweite Offizier könnte eine schlagende Bemerkung machen, aber ein Befehl des Kapitäns bedingt zu verschweigen, wer im letzten Augenblick wieder an Bord kam.

Und wenn der hübsche Arzt ab und an die Fürstin Borodowsky „die weiße Blume“ nennt und für sie schwärmt, wie eben vor den Fenstern ihrer Luxuskabine, so versucht's den andern, immer hell herauszulachen.

„Sie machen ja so 'n merkwürdiges Gesicht!“ sagt Doktor Wander.

„Ich?“

„Alle machen jetzt merkwürdige Gesichter. Der Alte, der Zahlmeister, selbst die Heiter — als ob so was in der Luft liegt, so 'ne Art von Geheimnis!“

„Ach ne!“ antwortet der hübsche Bursch, der den Arzt überragt. Und dann, mit einem Zusammenklappen der Hacken: „Wenn schon!“

„Sie sind —“

„Keine Injurien!“

Wander gähnt.

In Trinidad, das ein hübsches Nest ist für Antillenverhältnisse, kann man hoffentlich einen vergnügten Bummel machen. Man langweilt sich horrend.

— Wonach gucken Sie denn aus?“

„Nach der Wolke!“

„Wah!“

„Der Kapitän hat sie auch schon bemerkt!“

„Unsinn — hier in dem Fahrwasser, bei dem Himmel, der Luft — 'ne Spreekahnsfahrt, sozusagen.“

„Wenn der Alte eine Miene zieht —“

„Die braucht er nicht erst zu ziehen, die hat er jetzt immer. Sauer — dreimal sauer! Ich möcht' ihm was verordnen! Und wenn's möglich wäre, daß der — aber nein, der ist ja 'n Frauenfeind. Sonst sagt' ich, er trauere der schönen Fürstin nach, wie wir alle!“

„Oho — muß ich doch sehr bitten!“ meint der junge Seemann, auf seinen Verlobungsring deutend.

„Na ja, Sie sind ja — so 'n Gaisisch gewesen, sich zu binden.“

„Bitte!“

„Danke, war gern geschehen! Von der Waterkant ist Ihre Braut wohl nicht?“

„Landgerichtsdirektorstochter aus Hildesheim!“

„Klingt sehr stolz; studierte Kreise, na, wie soll'n denn die 'ne Ahnung haben von so 'm Schiffsleben. Die stellen sich das alles nicht so vor.“

„Doktor —“

„'ne Ehe, wo er zu Wasser und sie zu Lande lebt, solch 'ne Unnatur.“

„Wir werden immer Fliederwochen haben!“

Da trennt sie eine Meldung.

Regina liegt hinter den durch Vorhänge geschützten offenen Fenstern ihrer Kabine. Sie schläft wenig und hat tags über einen träumerischen Zustand.

Es wird heute früher dunkel, will's ihr scheinen; ist ein unruhigeres Hin und Her über ihrem Kopf. Seile schlagen auf, Kommandos werden laut — ob man schon landen wird? Sie zieht die Vorhänge zurück und blickt hinaus. Der Himmel ist schwarz, die Wellen gehen hoch, ein heulender Wind hat sich aufgethan. „Stürmisches Wetter,“ schreit ein Passagier dem andern zu, „das ist doch auch mal 'ne Abwechslung.“

Wenn's ein Sturm wird, so ist es der erste nicht, den sie erlebt; sie fürchtet sich nicht. Auch hier nicht, wo dergleichen Unwetter schnell und dann besonders schlimm auftritt; sie möchte nur mehr davon sehen, als aus dem Fenster möglich ist. Nun tanzt das Schiff schon, trotz seiner Riesengröße hin und her geschleudert, nun heult der Wind bereits, in allen Tauen pfeift es, kreischt es, brüllt das Meer in tiefen Tönen — eine gewaltige Symphonie. Und ein Hin und Her der Mannschaft, Segelkräften, Tauelösen, -schlingen, Befehle herüber und hinüber, ah, das ist seine Stimme, Broesens! Ueber alle hin, mächtig! Das möchte sie wohl einmal, ihn mit dem Sturme kämpfen sehen, das müßte ein Schauspiel sein!

Die Schotten gehen geräuschvoll im Innern des Schiffes nieder. In die Wachstuchmäntel gehüllt, huschen die Offiziere vorbei, die Matrosen klettern an den Bordwänden herum — klatsch! klatsch! schlagen die Seile auf Deck.

Es kracht, stürzt, schwankt; Regina faßt, bei ihren Versuchen, zu stehen, hin und her geworfen, nach dem dünnen, schwarzen Mantel, den ihr Madame Selmine gegeben, es gelingt ihr, hineinzuschlüpfen; so, nun auch die Kapuze über den Kopf, und angeklemmt an ihre Kabinenthür, steht sie, auf die Wogen blickend. Sie sind schwarz mit weißen Rämmen und kommen hoch, hoch, und tiefe Thäler sind da, und dann hebt sich das Schiff, dann legt es sich.

Die Mannschaft, die hin und her eilt, beachtet sie nicht, von dem Tisch hinter ihr fallen die Sachen, ein Spiegel zerbricht. Ihre Mutter würde abergläubisch sein. Ihre Mutter, ihr Vater! Wie unsagbar fern und fremd ihr die beiden sind, in dieser Stunde so gut wie in jeder andern. Und in dieser liegt Gefahr. Hinaustreten kann sie nicht, da klatscht eine See nach der andern empor, niemand von den Passagieren ist oben, dann und wann hört man den schrillen Angstschrei einer Frauenstimme. „Eine, die sich fürchtet!“ sagt Regina vor sich hin.

Ab und an muß sie mit der Hand über die Augen wischen, das Salzwasser schlägt ihr ins Gesicht, der Wind rüttelt an der Kapuze — da hat er auch eine Haarsträhne gelöst, und es will ihr nicht gelingen, sie wieder einzuschieben.

Aus dem Krähenest eine Meldung: „Schiff bad-bord!“ — und plötzlich noch schwärzere Nacht.

Ein Brüllen der wilden See, so urgewaltig, so aufbäumend und ein Spielen mit dem Fahrzeug, das der vermessene Mensch ihr anvertraut. Ja, nun zeige deine Kraft, deinen Mut.

Sie sinkt in die Kniee, niedergeworfen, es schmerzt, und schwer nur gelingt es ihr, sich wieder aufzurichten. Das hat auch ein Stück der Bordwand eingeschlagen drüber — nur ein paar Minuten, dann ist es wahrgenommen, und Matrosen eilen herbei, den Schaden zu beheben, der heulende Wind schneidet ihnen die Zusage ab; hinter ihr in der Kabine ein Chaos...

Man muß schon in der Nähe der Küste Trinidads sein. Erneutes Rufen, Laufen über ihr, Aufschlagen der Seile, man macht sich mit den Rettungsbooten zu schaffen, sie „klar“ zu machen...

Wie gleichgültig das ist, Todesangst kann sie nicht mehr überkommen. Vor dem Untergang durch die

Elemente nicht — Todesangst hat sie nur gefühlt vor den begehrlich blühenden Augen jenes ...

Zuweilen Angststrafe durch das Sturmgellen — ja, das sind Menschen, die noch am Leben hängen, Mütter mit ihren Kindern, Leute, die fernen Zielen zustreben, die noch Hoffnungen haben, noch Wünsche. In ihr ist alles still, und der Sturm um sie her ist ein solcher Kontrast gegen die Grabesruhe ihres Innern.

Pfeifen, Rufen, der langgezogene Ton des Nebelhorns als Warnung.

„Einer sorgt und wacht für uns!“ Das sollten die jaghaften Seelen sich doch sagen, und sie glaubt ihn zu sehen, wie seine Augen das Dunkel durchdringen.

Da, ein Stoß! Der gewaltige Schiffskoloß bebt in allen Fugen — sie weiß, es ist etwas geschehen. Und herausspringend über die Schwelle, gegen die andre Wand taumelnd, an den Messinghalter geklammert, starrt sie in den schwarzen Sturmgrau. Wimpel, Masten, Schornsteine dicht vor der Bordwand, sie weiß genug — ein andres Schiff hat die Imperatrix angerannt, muß sie beschädigt oder sich selber den Untergang bereitet haben. Ein vielstimmiger, gellender Menschenschrei, er kommt aus den angstvollen Kehlen jener Vielen, die gemeinsam die großen Säle zum Zufluchtsort gesucht haben, die fürchten oder wissen ... Und Regina weiß, daß es die Imperatrix ist, der ein Schaden geschehen.

Man dreht, man stoppt — das andre Fahrzeug ist dadurch plötzlich weit abgekommen. Und dann schallt in das Heulen des Sturmes das Kommandorufen, das Signalerntönen, blühschnell, und hastig wieder Nebelhorn, Pfeifen, Schreien — eine Menschenwelle nach der andern strömt auf Deck, die Rettungsboote werden abgelassen, die Ordre gegeben, wie die Einbootung stattzufinden hat — das Schiff drüben muß aufnehmen, die Küste ist nah. Das ist ein wildes und doch geordnetes Durcheinander. Und die Knäuel von Menschenleibern entwirren sich, es wimmert, schreit.

„Das Schiff sinkt!“ — „Hilfe!“ — „Rettung! Ich! Ich!“

Und Ruhe und Besonnenheit der Mannschaft:

„Alle werden gerettet, alle!“

Es wird heller, das Heulen scheint gelinder, der Tag kommt zurück. Da faßt auch jemand ihre Hand, ein Offizier. „Dort — in das Boot!“

Sie sieht ihn an, wie erstaunt, dann nach der Brücke — da oben ist er, ruhig, gelassen — muß der Letzte sein auf dem sinkenden Schiff, so will es die Pflicht — die Ehre! Und ihn soll sie ...

Mit einem Ruck reißt sie sich los und gleitet weiter, tappend, kriechend, hin und her geschleudert, die Treppe hinauf; ihr Haar umflattert sie, der Mantel hängt in Fegen um sie her, mit Händen und Füßen schiebend, sich windend, kommt sie über die Planen, klammert sich an den Aufgang zur Kommandobrücke — und ist oben, zu seinen Füßen, und beide Arme um sie schlingend, hält sie sich fest daran. „Du, du, ich bin gekommen, mit dir zu sterben! Weißt du es denn nicht, daß ich dich liebe? Leben soll ich nicht mit dir — da ist es süß —“

Er beugt sich — nein, er richtet sich auf, stramm, sein braunes Gesicht zuckt nicht, seine Stimme ist ruhig.

„Sarn, tragen Sie die Frau da hinab in das Rettungsboot —“

„Hab Erbarmen!“ leucht sie, um sich schlagend, ihr Haar um seine Füße schlingend.

Da legt er selber Hand an, sie dem andern zu überliefern — wendet sich ab ...

Einen einzigen schrillen Schrei stößt Regina aus, einen herzbrechenden. Dann leistet sie Sarn keinen Widerstand mehr, er trägt eine Ohnmächtige hinab.

Kapitän Broesen wird als Held gefeiert in Port of Spain — kein Menschenleben ging verloren, auf dem schwedischen Frachtdampfer „Eben“, der im Sturm durch Fahrlässigkeit die Imperatrix anließ und beschädigte, und auf im Hafen liegende englische Schiffe waren die Passagiere und ein Teil der Mannschaft gerettet, mit dem andern war der Kampf gegen das eindringende Wasser siegreich ausgefochten worden. Langsam ward das schöne, stolze Schiff dem Hafen zugeführt. Die Kabel trugen Broesens Lob und das der Mannschaft nach Europa; von Hamburg lief eine jubelnde Antwort ein, in der ganzen gebildeten Welt wird die glückliche Rettung der Imperatrix für ein paar Tage das Gespräch sein. Dann bringen die Zeitungen und Journale sein Bild, seinen Lebenslauf, nun kann man ihn erst mit Recht den „glücklichen Kapitän“ nennen.

In dem eleganten Port of Spain, das mit seiner tropischen Vegetation und Temperatur in solch interessantem Widerspruch steht mit dem englisierten Charakter seiner Bauten und der Art, zu leben, ist der Unfall des gewaltigen deutschen Dampfers, der kurz vor dem Untergang stand, ein spannendes und belebendes Ereignis. Das bringt Bewegung in alle Kreise; man nimmt die Schiffbrüchigen mit vornehmer Gastlichkeit auf, man feiert Broesen in den Kinos.

In dem Garten der schönen Villa einer englischen Generalin sitzt unter blühenden fremdländischen Sträuchern Regina Hellmers. Sie hat ein weißes Kleid unter den ihr vorgelegten gewählt. Matt, blaß ist sie. Mrs. Burns findet das ganz natürlich.

„Nach dem Schrecken!“

„Es war keiner, nicht eine Minute hatte ich Furcht!“ hat Regina mit seltsamem Lächeln geantwortet. Nur, was ihr jetzt geschieht, ist schlimmer — daß sie weiter leben soll. Daß sie wieder aufgewacht ist im schaukelnden Boot, hinter sich das Schiff.

Aber — auch er ist ja nicht gestorben, er ist ein gefeierter Held.

Sie beißt die Zähne aufeinander — sie ...

Vorhin ist der Zahlmeister des Hamburger Dampfers „Pallas“ dagewesen, sie einzuschreiben für die morgende Fahrt. Man hat ihn beauftragt, man trifft Fürsorge für sie.

Kein Menschenleben und kein Gut verloren; die Wunde, die dem Schiffskoloß geschlagen, läßt sich heilen. Ja, ein tapferer und besonnener Mann, so besonnen ...

Wieder lachelt sie bitter. Was sie that, wird sie büßen in grenzenloser Selbstbeschämung. Wenn sie's kann, es überleben kann mit diesem Elend am Dasein.

Ein paar Blüten fallen ihr in den Schoß, wie sie so nachlässig daliegt, froh, daß ihre gute, redselige Wirtin, die bereits eine Großmama ist und ihr von den verschiedenen Eigenschaften ihrer Enkel erzählte, sie allein gelassen hat.

Wie eine Ware wird sie sich morgen verpacken und weiterfahren lassen — ja, das wohl, und dann?

Sie weiß nicht, sie schüttelt den Kopf.

„A hero“ nennt ihn Mrs. Burns — einen Helden! Ja!

Trinidad, Port of Spain — sie streicht über ihr Haar. „O, das arme Haar!“ hat man gemeint, als ihre eignen zitternden Hände nicht vermocht, es wieder zu glätten. „Was ist nur damit geschehen?“

Um seine Füße hatte sie es geschlungen, vor ihm gelegen wie die Ehebrecherin vor Christus, und die letzte Gnade hatte er ihr verweigert, mit ihm zu sterben. Aber, er ist ja nicht gestorben. Er lebt, ein gefeierter Held, und sie lebt und wird morgen nach Hamburg fahren. Und wird weiter leben, vielleicht recht lange, und wenn sie an die Episode Trinidad denkt — das Boot, in welchem sie wieder zu sich kam, mit schreienden, weinenden oder betenden Männern und Frauen, das leichte Wasser des Hafens um daselbe herum, belebt von Millionen von Quallen; es war hell geworden, der Sturm hatte sich gelegt, nur das Meer brandete und heulte noch, und weiße Schaumkämme stürzten sich übereinander. —

Port of Spain, eine hübsche Stadt. Ganze Züge ichwarzer, widerlicher Geier durchschreiten die Straßen, die heiligen Tiere der Kulis, die man auf der Insel eingeführt hat. Wie im Trauermarsch sind sie ihr entgegengestritten, und immer, wenn sie mit der Generalin fährt, so zuckt sie bei ihrem Anblick zusammen. „Sie sind sehr nervös, meine Liebe; kein Wunder, nach dem Durchlebten.“

Nach dem Durchlebten, ja!

Woran kann sie sich weiter erinnern?

Die Stadt liegt wunderhübsch von Bergen begrenzt, hat prächtige Gärten — in einem der schönsten stand ich stundenlang bewegungslos und gedankenlos —, schöne, lustige Häuser, Riggerviertel, Kulis, braun und schlank. Große Läden, elegante Karossen mit modisch gekleideten Damen, Nachmittagsmusik in dem „Botanical Garden“, wo englische Ladies in hellen Gewändern sitzen und Kinder in Kate Greenawaykleidern von sitzamen Bonnen spazieren geführt werden. Wo man einheimischen Klatz treibt und sich mit europäischen Fragen beschäftigt, und so froh ist, durch die Invasion der Passagiere neuen Stoff zu erhalten. Man hat den heldenmütigen Kapitän auch zu einem Konzert in den Botanical Garden geführt — Mrs. Burns war ganz begeistert. — Ein Kulidorf ist in der Nähe, dahin führen wir und sehen schlafte, braune Mädchen schmuckbehangt gehen und unter Palmen träumend stehen, als dächten sie der fernen Heimat.

Pagoden sind da und indische Sitten und eine große Garnison liegt dort, man sieht spanische Kirchen und englische Kapellen. Und in den Wäldern hausen Affen und Papageien, Beuteltiere und Schlangen. —

Der Schrei eines Geiers draußen vor dem Sitterthor! Morgen wird das alles ein ferngerücktes Bild sein. —

Sie rührt sich nicht, noch mehr leuchtende Blumenblätter fallen ihr in den Schoß, auf die Hände.

Schritte hinter ihr, der kleine schneeweiße Hund der Generalin klafft, — man hat so wenig Mitleid mit ihrem Bedürfnis nach Einsamkeit. Ein schwerer Schritt. Die Diener huschen, sie sind braun, schnellfüßig, leise tretend.

Der General wohl, der ihr jeden Tag dreimal daselbe sagt — gute Menschen hier am Ort, lebenswürdig gegen die Fremde.

Da, um die Biegung herum, zwischen dem seltsamen Strauchwerk und der schlanken Palme eine Gestalt — Broesen. Und direkt auf sie zu.

Sie hebt abwehrend die Hände, die Blumenblätter flattern zu Boden. Aber sie kann nicht sprechen — nur das Herz steht eine Sekunde still. Das erspart er ihr nicht, daß sie ihn wiedersehen muß, in all seiner Korrektheit — die Beschämung.

In seinem braunen Gesicht leuchtet es, und dann ist er an ihrem Stuhl.

„Regina — nicht sterben sollten wir zusammen — ich bin da, dich für das Leben zu fordern.“

Sie kann noch nicht sprechen, ihre Augen werden ganz groß, eine Blutwelle belebt ihre Züge, sie öffnet halb die Lippen, starrt, begreift, erhebt sich und liegt an seiner Brust.

Und eine lange Zeit reden sie beide nicht, halten sich fest, ganz fest. —

Ein sonniger, köstlicher Herbsttag.

Die große Schiffsahrtsgesellschaft giebt dem Deutschen Kaiser gelegentlich seines Hamburger Besuchs ein Bankett an Bord der Imperatrix — dieser prachtvolle Dampfer liegt wieder im Flaggenschmuck bei Brunshausen, und zahlreiche kleine und große Schiffe umschwärmen ihn. Es ist ein Musikmachen, Hochrufen, Freuen.

Auf der „Backstetze“ sind die Frauen und Töchter der Direktoren und Aufsichtsräte versammelt, sie wollen den kaiserlichen Gast ankommen und an Bord gehen sehen.

„Ist nun mal nicht anders — wir sind wegen Raummangels vom Fest ausgeschlossen!“ sagt eine Senatorin in silberweißem Haar.

Eine schlanke Blondine seufzt: „Wenn man wenigstens hätte sagen können, wir sind mit dabei gewesen.“

„Aber, meine Liebe! Empfangen wir Großaufleute nicht die regierenden Fürstlichkeiten in unserm Heim? Verlieren Sie doch das hausatistische Bewußtsein nicht.“

Und die sämtlichen jungen und alten Damen, fein und kostbar gekleidet, aber ohne jede aufdringliche Farbe, wie es Sitte für das Außersichsein in der nordischen Stadt ist, martieren ihr Einverständnis. Die Stewards eilen hin und her, um Erfrischungen zu bieten. Eine sehr große, elegante junge Frau bittet um „lemon-squash“ und sagt dann, sich herabbeugend, um den Schleier der älteren zu ordnen: „Ah, Mrs. Domann, Sie müssen mir einmal einen Prinzen oder Herzog einladen, to shake hands mit ihm — ich möchte es gerne drüben wieder erzählen, Sie wissen!“

„Das kennen wir nun schon von euch Republikanern, meine liebe Mary!“

Ein perlendes Lachen. Das feine Rinn hebt sich über dem Chinillaträger, ein Hut mit Herbstlaub balanciert, von dem leichten Wind stets in Gefahr gebracht, auf dem blonden Kopf.

Wir lieben die Hamburger und die deutschen Schiffe — und jetzt geht man so gerne mit der Imperatrix!“ Ein Mundverziehen. „Nicht nur in New York, sogar in Boston, meiner Heimatstadt, hätte es mir gegeben Relief, könnte ich erzählen, daß ich den Kaiser an Bord von der Imperatrix gesehen hätte. Boston, Sie wissen —“

„Freilich,“ sagt eine Hamburgerin mit der Ueberlegenheit und Vertrautheit, mit welcher man von „Drüben“ spricht, „ist die gelehrteste Stadt Amerikas, und es ist ein Vorzug, dorthin zu stammen!“

Die Amerikanerin nickt befriedigt. Kapitän Broesens Name wird genannt.

„Hat er nicht kürzlich geheiratet?“

„War nicht so etwas Sonderbares oder Romantisches dabei?“ wird in dem Kreise der Zusammengehörenden gefragt.

Da hebt Mrs. Arms die feinbehandelten Hände. „Oh, ladies, ich weiß genau das, ich kenne ihr — very romantical — sie ist so schön, so lieb, so anbetungswürdig! Die ganze fünfte Avenue hat sich gerissen um sie wie um eine Heroine. Sie aber ist still in ihrer kleinen Wohnung geblieben, und unsre ersten ladies haben umsonst ihre Karte abgeworfen. Mich nahm sie an. Ich bin eine Cousine von Mrs. Burns aus Port of Spain, und die hatte sie empfohlen an meinen Mann.“

„Wie hieß sie denn?“

„Wer war sie?“ klingen es durcheinander.

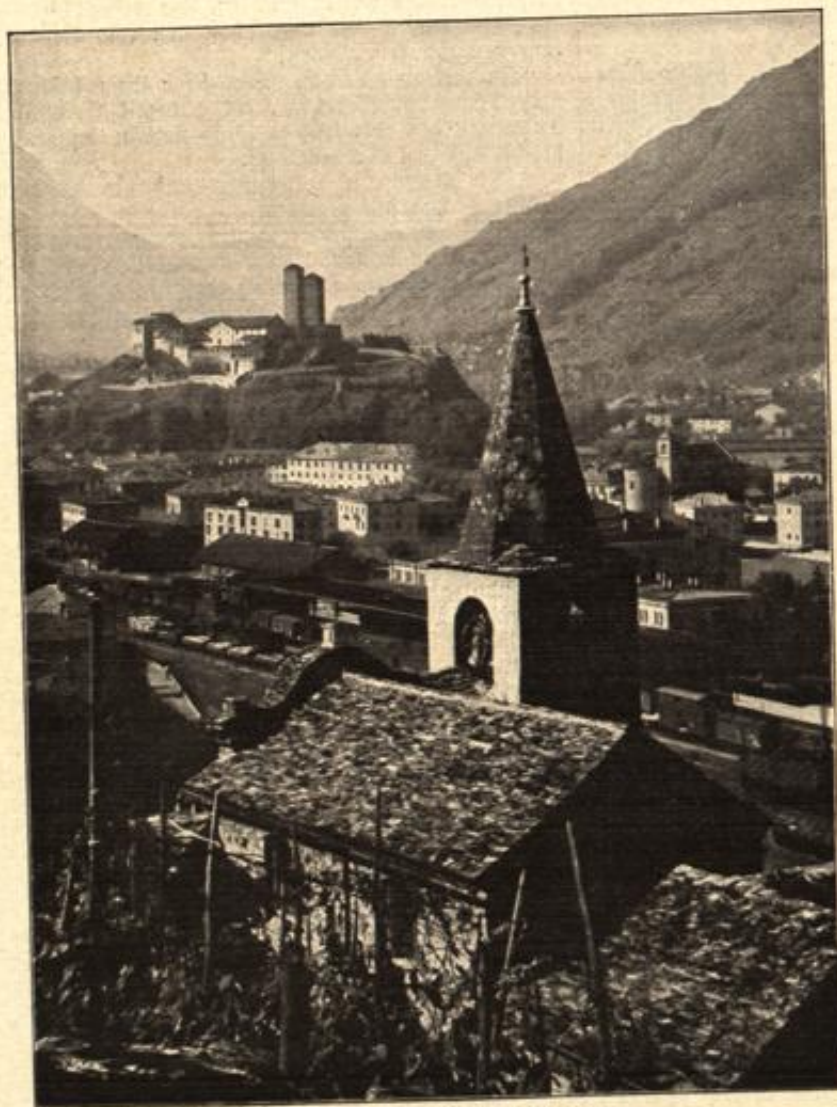
Frau Regina Hellmers — ja — und meine Begleiterin, die Witwe von einem englischen Obersten aus Westindien. Sie kamen mit der „Pallas“. Und Mr. Arms und ich waren am Zollgebäude, sie zu empfangen. Neugierig, ein wenig, war ich schon. A peculiar woman hatte meine Cousine geschrieben, und da blickte ich immer nach so etwas Extraordinäres herum, das von der Schiffstreppe kommen sollte. Ein großer mistake. Ganz schlicht, ganz anspruchslos, aber so sehr distinguirt! Und unsre amerikanischen Reporter, die waren bald bei der Arbeit. Da konnte man lesen in allen Journals, daß sie die Tochter des



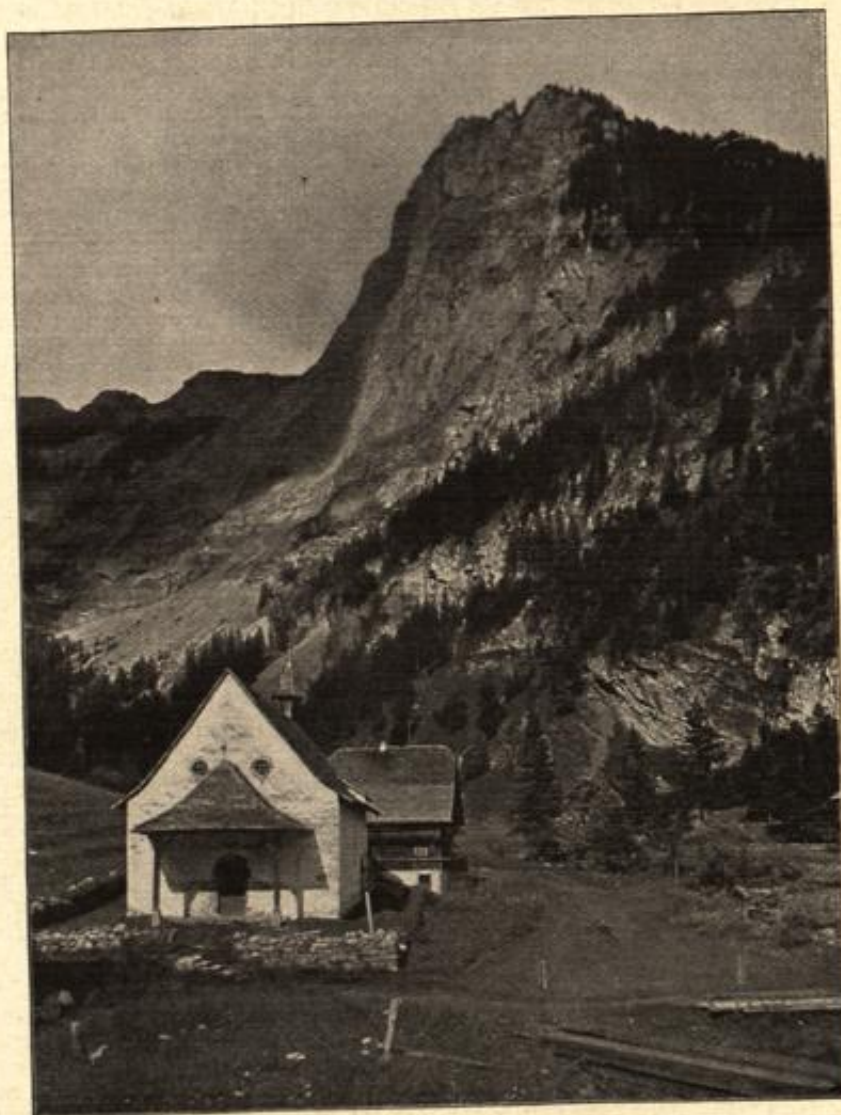
Das Schloß in Frauenfeld.



Der Markt in Bern.



Das Castello Grande in Bellinzona.



Das „End' der Welt“ im Horbisthal bei Engelberg.



Der Kaiser von Japan bei einer Truppenbesichtigung. Zeichnung von Frank Feller.

großen deutschen Kohlenkönigs war und mit einem polnischen Fürsten verheiratet. Und daß sie auf der Imperatrix gewesen, als die in Trinidad eine Havarie erlitten hatte. Feste über Feste wollte man ihr geben, ihr zu Ehren, sie zeigen in den Salons, unsre fashionablen Damen haben sich gestritten um die Ehre, sie zuerst zu begrüßen, und alle Schneiderateliers schickten zu ihr, um zu haben Aufträge. Und sie wurden alle enttäuscht. Nach acht Tagen war sie denn auch vergessen. Wir sind so schnell da drüben! Zu uns aber kam sie — Sie wissen, mein Mann vertritt die Linie drüben, und er hat verhandelt für die arme Frau mit Rechtsanwältin dort und in Deutschland und mit ihrem Vater. O, wie ein Bruder hat er gesorgt für sie. „Dieser unermesslich reiche Hellmers!“ sagt eine Stimme ganz ehrfurchtsvoll.

Die schöne Amerikanerin macht: „Bah — drei-viertel Narr, aber ein Teufelchen gut. Erst hat er die unglückliche Ehe zusammengebracht, aber dann hat er sich doch nicht widersteht für die Scheidung zuleht. Sie ist nicht gewesen ganz leicht. Aber der Fürst — oh dear, ich komme nicht auf den schweren Namen — ließ sich bestimmen, auf die sehr schmerz-bare Wunde zu legen ein Linderungsmittel. Er bekam sein Stammgut von dem alten Baron Schulden-frei — ja, so sagt man doch? Denn zuleht war der alte Hellmers erstaunt und entzückt über den Mut von seiner Tochter. Sie hat sich wollen erringen den Mann, den sie lieb hatte, das hat der alte Hellmers müssen einsehen und anerkennen!“

„Und das war also —“

„Kapitän Broesen, yes!“

„O, sie gab den Fürsten auf —“

„Und den großen Reichtum — ja!“

Eine kleine Pause, man lachelt, man staunt, aber man äußert nichts.

„Heldenhaft? is not?“ fragt Mrs. Arms. „Ja, Baron Hellmers hat seine Tochter bewundert, und wenn auch sein Zorn ist groß gewesen. Sie haben sich nicht wiedergefunden, Vater und Tochter. Aber, was hat er gethan? Hingegangen und geheiratet seine erste Frau wieder, ihre Mutter. Sie hätte noch eine hübsche Stimme, sagte er, und nun wäre er das Welt-reisen müde und sie könne ihm Vieder vorsingen in seinem Schloß in den Vogesen. Und weil die Baronin hat noch immer lieb gehabt das Ungeheuer von Mann, sie hat ihn wiedergekommen.“

„Und der Fürst?“

„Warten Sie! O, jetzt hab ich den schweren Namen. Fürst Borodowsky ist nach Cincinnati ge-gangen. Sie wissen, unsre Stadt mit die berühmten großen Viehhändler. Und kann mit seinem schönen Wappen kriegen Millionen mit einer Brauerstochter oder sonst. Ich zweifle gar nicht. Wir Americans sind so — nicht die Bostonians — da bevorzugt man die deutschen Professoren mit ihrer eminenten Bildung. Die Bostonian ladies sind sehr wählerisch.“

„Welche sonderbare Kontraste da drüben sind!“

„O, wir Amerikaner sind nicht sehr fürs Verwun-bern. Bei uns jeder kann thun, was er will. Das ist Freiheit, das ist Selbstbestimmungsrecht des Indi-viduums. Das Außergewöhnliche respektieren wir. Just so! Und nachdem die civilen Formalitäten vor-bei waren auf der deutschen Gesandtschaft, wir waren in der kleinen Kapelle, Mr. Arms und ich, und sahen den Kapitän und Regina, wie sie sich vor dem Priester die Hand gaben. Sie war so schön in ihrem schlichten, weißen Kleid und er so statlich, und all New York hätte es sehen sollen“ — sie schlägt die blauen Augen groß zum Himmel auf.

„Diesmal kamen die Reporter und die Sensations-Menschen schlecht weg. Und doch war es eine Sensation, wie ich noch keine erlebt habe, für mein Herz, wirk-lich! Und dann blieb sie eine Zeitlang in New York, und er fuhr hin und her mit seinem Schiff — o, das ist die einzige Nebenbuhlerin, die sie wird haben, die Imperatrix, und vor einigen Wochen haben sie über-geheiratet in ihr kleines Haus in Hamburg an der Alster — o, solch ein — wie sagt man? — Nest von Behaglichkeit,“ sie endet wie erschöpft und ruft nach lemons-squash.

„Ob sie hier ist?“ wird gefragt, und die Blicke gleiten suchend umher.

„Die ist zu Hause; sie wird schon zeitig genug erfahren, was Broesen an Ehrung zu teil wird. Er kämpft mit dem Sturm und steht vor seinem Kaiser, — aber ihr gehört er. Sie ist eine glückliche Kapitäns-frau,“ sagt die alte weißhaarige Dame.

„Ja,“ meint eine etwas spröde Stimme, „das ist allerdings romantisch für unsre Zeit. Stark roman-tisch. Man würde das kaum glauben. Rang und Geld fortwerfen und in die Einsamkeit untertauchen. Man wird wenige finden, die das — verstehen!“

„O, was das betrifft!“ ruft Mrs. Arms. „Sie wissen, wir Amerikaner betrachten und beachten das Praktische sehr viel, und wir verachten das Geld nicht. Und ich hoffe, dieser Baron Hellmers wird sich bekehren auch noch und gar nicht machen, was er ihr angedroht

hat — daß sie nicht seine Erbin sein soll. Und wenn sie sagt tausendmal, sie giebt nichts darauf. Es ist der einzige Punkt, in dem wir uns nicht verstehen. Regina, sei reasonable, sag' ich ihr oft — und wenn sie nicht vernünftig ist, wird es ihr Vater werden. Sie wissen, ein Viertel ist gut an dem old queer man! Er wird seine schöne tapfere Tochter nicht ganz ver-gessen und denken, daß er Enkel haben wird, die Söhne so statlich wie der Kapitän und die Mädchen so schön wie Frau Regina — und da wird seine Eitelkeit schon den Wegweiser machen. Yes, so denke ich!“

Ein Klingeln in der Luft, ein Rufen. Es kommt von dem Riesenschiff. Musikklänge, Flaggenbippen, ein brausendes Hurra! Es gilt dem Kaiser, dessen Barkasse an der Schiffstreppe anlegt.

Und alles auf der „Bachstelze“ und den umliegen-den Schiffen und Booten fällt grüßend und hochrufend mit ein.

Präsident Mac Kinley †.

(Portrait S. 101.)

In Buffalo, der mächtig emporblühenden Stadt am Erie-See, wo der höchste Beamte der großen transatlan-tischen Republik, Präsident Mac Kinley, das Opfer eines verruchten Verbrechens geworden war, hat er nach acht-tägigem Siechtum auch den letzten Atemzug gethan. William Mac Kinley war, wie schon die Vorsilbe seines Namens (Mac oder Mc) andeutet, schottischen Ursprungs; seine Familie siedelte um 1750 nach Amerika über. Am 29. Januar 1843 zu Niles im Staat Ohio geboren, mußte er schon in jungen Jahren, ganz auf sich selber angewiesen, den Kampf mit dem Leben aufnehmen. 1861 trat er in ein freiwilligenregiment und brachte es im Laufe des Sezessionskrieges bis zum Major. Nach dem Friedens-schluß studierte er die Rechtswissenschaften und wurde 1867 Rechtsanwalt in Canton (Ohio). 1877 von der republikanischen Partei in den Kongreß gewählt, trat sich Mac Kinley als einer der eifrigsten Anhänger des Zoll-schutzes hervor und brachte 1890 die nach ihm benannte Hochschutzzollvorlage ein. 1891 kam er als Gouverneur an die Spitze des Staates Ohio. Am 3. Mai 1896 wurde er als Kandidat der Republikaner mit großer Mehrheit zum Präsidenten der Union gewählt und 1900 glänzend wiedergewählt. Der Verstorbenen repräsentierte den Typus des modernen Amerikaners mit seinen Schwächen und Vorzügen; er war ein eminent praktischer Mann und kein starrsinniger Doktrinär, wie noch seine letzte Rede in Buffalo mit der Ankündigung einer neuen Wirtschaftspolitik zeigte, dabei ein durchaus lauterer Charakter. Seine historische Bedeutung liegt darin, daß seit und durch ihn ein neues Kapitel in der Unionsgeschichte, die Umwandlung aus der freiheitlichen Republik in eine imperialistische, be-gonnen hat.

Für die Hausfrau.

Noch liegt strahlender Sonnenglanz über Wald und Flur, aber seine weiße Mariensäden spannen sich von Strauch zu Strauch, golden färbt sich das Laub, und täglich länger werden die Schatten der Nacht. Alle Herrlichkeit des leuchtenden Herbstes mahnt die Hausmutter nur, die letzten warmen Sonnentage aus-zunutzen und alles für die nicht mehr ferneren trüben, kalten und dunklen Tage herzurichten.

Weit aus die meisten Gaben, welche die Natur im Laufe der schönen Jahreszeit spendete, stehen, vorsorg-lich eingemacht, wohlgeordnet am dafür bestimmten Orte, es gilt nun nur noch, die verschiedenen Früchte und Gemüse einzuheimsen, die man im Keller oder auf dem Boden für den Winter aufheben will. Für die praktischsten Arten des Aufbewahrens von Obst und Gemüse haben wir schon früher Angaben ge-bracht, heute gilt es der verschiedenen Vorbereitungen zu gedenken, welche die Hausfrau trifft, um die Auf-bewahrungsräume für diese Sachen zweckmäßig her-zurichten. Außerdem aber wird das ganze Haus vor dem Einzuge des Winters noch einmal eingehend re-vidiert und manche Arbeit unternommen, bei welcher der lachende Herbstsonnenschein unentbehrlich ist.

Zur Aufnahme von Wintergemüsen und -Früchten kommen nur Keller und Boden in Betracht. Beim Keller ist es von großer Wichtigkeit, daß er eine reine und trockene Luft besitzt, feuchte und dumpfige Keller-räume bieten die Gewähr — nicht für Erhaltung, sondern fürs sichere Verderben der darin aufbewahrten Sachen. Am besten ist es, für das Tafelobst min-destens einen besonderen Raum zu wählen, während man Kartoffeln, Gemüse und Wirtschaftsobst sehr gut zusammen aufheben kann, nicht aber sollte man außer diesen Sachen etwa noch Winterfeuerung, Wein und Salzkonserven daneben aufbewahren. Der für die Aufnahme von Obst und Gemüse bestimmte Raum muß vor der Benutzung mehrere Tage scharf gelüftet und desinfiziert werden. Man nimmt diese Desin-fizierung entweder durch Verbrennen von Schwefel oder durch Entwicklung von Chlorgas vor. In beiden Fällen sind vor dem Desinfizieren Boden, Decke, Wände und Holzstellagen des Kellers mit einem Bejen

gut anzufeuchten, weil durch die Feuchtigkeit die Wirkung wesentlich erhöht wird. Die Einwirkungs-dauer muß 24 Stunden betragen, und man muß Fenster und Türen aufs sorgfältigste verschließen, damit die giftigen Gase nicht entweichen können. Man braucht für einen etwa vier Meter tiefen und drei Meter breiten Keller ein Kilogramm Schwefel; am praktischsten ist der Stangenschwefel, der in einem alten gußeisernen Topfe auf gelindem Feuer vorsichtig geschmolzen wird und nach dem Schmelzen sofort vom Herde zu entfernen ist. Man trinkt alsdann alte Lappen in dem geschmolzenen Schwefel und verteilt sie auf dem angefeuchteten Boden des Kellers, zündet sie an und verschließt den Kellerraum aufs festeste und dichteste. Das Öffnen muß nach der abge-lautenen Zeit äußerst vorsichtig mit angehaltenem Atem geschehen, man öffnet rasch die Fenster und ver-läßt den Keller schnell so lange, bis die Gase völlig entweichen sind. — Nimmt man zum Desinfizieren Chlorkalk und Salzsäure, so gebraucht man ein Kilo-gramm Chlorkalk und anderthalb Kilo Salzsäure zu einem Keller von der oben angegebenen Größe. Die Chlorkalkmenge wird, in mehrere Thontöpfe verteilt, im Keller an verschiedenen Stellen auf den Fußboden hingestellt und vorher auch die Salzsäure in ebenso-viele Gefäße gleichmäßig eingeteilt. Man gießt die Salzsäure im Keller rasch auf den Chlorkalk und ver-läßt dann sofort den Keller, der ebenso wie beim Aus-schwefeln fest verschlossen und auch ebenso vorsichtig später geöffnet werden muß. Die Kellerräume müssen nach der Desinfizierung so lange gelüftet werden, bis jeglicher Gasgeruch gewichen ist.

Feuchte Keller muß man austrocknen, am sichersten ist das Aufstellen von Coatsöfen, wie sie für Bauten be-nutzt werden, für einige Tage. Man kann solche Öfen von Zimmer- oder Maurermeistern meist geliehen be-kommen. Fenster und Türen des Kellers sind dabei mit Ausnahme von zwei bis drei Tagesstunden geschlossen zu halten, damit Luft und Wärme des Kellers sich mög-lichst stark erwärmen können. Das Öffnen der Fenster während der angegebenen Zeit aber ist nötig, damit die warme feuchte Luft entweichen und kühle trockene Luft wieder eindringen kann. Nach wenigen Tagen wird bei diesem Verfahren der Keller trocken sein, er muß dann noch einige Zeit gut gelüftet werden. Darauf kehrt man die Wände mit feuchtem Besen ab, scheuert den Fußboden mit Schmierseife und streicht Decke und Wände mit frischbereitetem gelöschten Kalk, den man, um ein Abfärben der Wände zu verhüten, mit Reim-brühe vermischt, an. Die Arbeit und Kosten des Des-infizierens und Trocknens der Kellerräume lohnen sich durch die lange Haltbarkeit der in ihnen aufbewahrten Lebensmittel.

Es ist praktisch, den zur Aufnahme der Winter-gemüse bestimmten Keller genau einzuteilen, damit alle Gemüse den richtigen Platz erhalten. Die dem Fenster am weitesten entfernte Ecke wird den Kartoffeln an-gewiesen und durch Torfsocken oder Bretterverschlag ab-gegrenzt. Für die verschiedenen Kohlarten spannt man dünne Bindfäden von einer Quermur zur andern; diese Bindfäden zieht man vor dem Aufspannen durch Spiritus, der mit Salicylsäure versetzt wurde, und läßt sie trocknen. Die Kohlarten werden, jede Sorte für sich, an den Fäden so aufgehängt, daß sich die einzelnen Köpfe nicht berühren, bei Blumentohl ist ein Bedecken der Köpfe mit Vadmuspapier zu empfehlen. Blumentohl muß wöchentlich durchgemustert werden, da er trotzdem leicht fäulig wird; geschieht dies, ist er sofort zu verbrauchen; ist er völlig unansehnlich ge-worden, kann er zweckmäßig immer noch zu einer guten, mit Liebigbouillon bereiteten Suppe verwendet werden.

Die Mitte des Kellers an den Wänden ist am besten zur Aufnahme von Wirtschaftsobst geeignet, welches auf Holzgestellen auf einer Unterlage von trockener Holzwohle gelagert wird, während endlich der Raum in der Nähe des Fensters den Sandhaufen auf-nimmt, in den man Suppengemüse, Wurzeln und Rüben verschiedener Art schlägt. Ein einfaches Thermo-meter ist im Keller kaum zu entbehren, da man nur mit seiner Hilfe die richtige Temperatur des Kellers, die 5° R. nicht überschreiten, aber auch nicht unter 2° R. sinken darf, regulieren kann. Ist die Tem-peratur im Keller zu hoch, muß sie durch Lüften während einiger Stunden erniedrigt werden; scheint sie aber über Nacht zu tief zu sinken, muß man die Fenster dicht mit Strohhaufen verschließen und über Obst und Kartoffeln reines Stroh schütten, um Er-frieren zu verhüten.

Der Boden oder Speicher wird wohl nur zur Auf-nahme von Obst benutzt, doch muß man dafür verschiedene Vorsichtsmahregeln treffen. Besonders das Tafelobst muß man auf Obstgestellen aufheben und diese mit einem Mantel von Torf umgeben, der allzugroße Kälte ab-hält und außerdem zur Haltbarkeit des Obstes bei-trägt, wenn man ihn vorher im Backofen gut durch-hitzt und dann an drei Seiten mit das Obstgestell zwei Hand breit aufschichtet. Die vordere Seite um das Obstgestell muß frei bleiben, damit man das Obst

bequem erreichen kann, doch muß man eine Vorrichtung anbringen, um bei Kälte auch diese Seite vor dem eindringenden Frost zu schützen. Dies geschieht leicht, wenn man oben an den vier Ecken des Obstgestelles je einen soliden Haken anbringt und dann zwei wattierte Decken anfertigt, zu deren Herstellung Baumwoll-, Möbelfattun- oder auch Wollstoffreste Verwendung finden können. Die eine Decke ist dazu bestimmt, das oberste Brett des Gestelles zu bedecken, an ihre Ecken setzt man Schlingen und befestigt daran die Decke an den Haken des Gestelles. Die andre Decke wird vorhangmäßig mit einer dicken Zugsnur eingerichtet und mit kleinen Ringen an einer dünnen Stange, die auf den beiden vorderen Haken des Gestelles ruht, befestigt. Die vorhandenen Fenster des Obstbewahrungsraumes auf dem Boden benagelt man mit dünner Wattedecke und befestigt davor eine dunkle Stoffgardine. Man hält auf diese einfache Weise das dem Obst schädliche Licht ab und verhindert ein Eindringen der Kälte, doch kommt immerhin noch genügend Licht durch die Wattedecke, um ein Aussehen und Nachsehen der lagernden Früchte zu ermöglichen. Zur Erleichterung des Aussehens sind Pappschilde mit der Sortenangabe und deren Reifezeit an jedem Brett der Obstgestelle anzubringen, man vermeidet dadurch unnötiges Berühren von Früchten, deren Reife noch gar nicht in Betracht kommt. Die allerfeinsten Sorten rate ich übrigens den Hausfrauen in Salictpapier einzuwickeln und so nebeneinander liegend aufzubewahren, daß keine Frucht die andre berührt. Salictpapier kann man sich selbst herstellen. Man schneidet aus reinem Seidenpapier genügend große Stücke, löst in einem halben Liter rektifizierten Spiritus drei Gramm Salictpapier auf, taucht die Seidenpapierblätter rasch hinein und trocknet sie dann an Fäden. Nur tadellose Früchte, die nach der Obsternte mehrere Wochen abgelagert sind und die Gewähr der Haltbarkeit geben, wenn sie dann völlig glatt und fleckenlos sind, lohnen übrigens allein diese Art des Aufhebens. — Vor dem Einordnen des Obstes muß der Bodenraum mit Wasser, dem übermanganfaures Kali und etwas Salzsäure zugesetzt wurde, überall gesäubert werden, auch das Obstgestell ist mit Wasser, dem Borax und Salictpapier beigemischt werden, zu reinigen und zum Trocknen in den Herbstsonnenschein zu stellen, während der Bodenraum selbst mehrere Tage von der frischen und doch sonnedurchleuchteten Herbstluft durchzogen wird. Die Hausfrau kann dann sicher sein, daß die auf die angegebene Weise vorgerichteten Keller- und Bodenräume wirklich zweckmäßigen Aufenthalt für Wintergemüse und -Obst geben, so daß die Hausfrau nur für den rechtzeitigen Einkauf der richtigen Sorten und deren tadellose Beschaffenheit Sorge tragen muß, um bis spät in den Frühling hinein noch Obst und Gemüse zu besitzen, die andre weniger umsichtige Hausmütter dann mit schwerem Geld erstehen müssen.

Manche andre Arbeit harret jedoch der Hausfrau noch außerdem im Herbst: ein Hausputz, wenn auch nicht dem großen des Frühlinges vergleichbar, wird wohl in dieser Zeit in keinem Hausstand ausbleiben, bei dem vor allen Dingen den Sachen besondere Beachtung geschenkt werden muß, die uns in der kommenden kalten Jahreszeit Lust und Leid bringen können.

In den Wohnräumen sind es Fenster, Öfen, Türen und Feuerungsgeräte, die wir genau inspizieren müssen. Die Fenster müssen gut schließen, sonst kann man mit ziemlicher Gewißheit ein Armreißer oder eine Kopferkältung beim ersten Wintersturm erwarten, wenn man wie in milden Tagen auch dann am Fenster seinen liebgewonnenen Arbeits- oder Lesepfad behauptet. Es gibt verschiedene Verdichtungs-methoden, von denen sich die folgenden praktisch erwiesen haben. Am einfachsten ist es, aus größtem Roggenmehl, Asche und heißem Wasser einen weichen Teig zu bereiten, ihn in die Fensterrahmen zu streichen, diese zu schließen und den etwa hervorquellenden Teig mit feuchtem Tuche zu entfernen. Dies Mittel ist billig und zweckmäßig, da man beim Fensterputzen den Kitt mit heißem Wasser einfach entfernen kann, um ihn nach dem Putzen rasch neu zuzubereiten. Etwas umständlicher ist die folgende Methode. Die Flächen der Anschlagleisten der Fenster werden ringsum mit einer Lösung von einem Teil Gummi arabicum und zwei Teilen Wasser gleichmäßig bestrichen und dann gewöhnlicher Lampenröhrchen, der, wenn er stark ist, so viel wie nötig geteilt werden kann, gleichmäßig darauf gedrückt und das Fenster danach sofort eingehängt und geschlossen. Dies Verfahren verdichtet die Fenster völlig und verhindert in keiner Weise das Öffnen. Billiger als Docht sind Watterollen, die man einklebt, auch Tuchstreifen kann man nehmen, jedoch schließen sich die Fenster dabei nicht so gut und sorgfältig. Wer aber nicht zwischen den Fenstern ein Verdichtungs-mittel anbringen will und vielleicht Fenster besitzt, die nur unten Zugwind unliebsam durchlassen, kann auch nur außen Moosgürtel anbringen, zu denen man das Moos einfach um ein Strohseil dicht bindet und am Fenster festnagelt, man kann zwischen dem Moos kleine

Strohblümchen befestigen und das Moos lebhaft grün färben, dann sieht solch Verdichtungs-moosstranz nett aus. Wenn es die Mittel erlauben, fertigt passende schmale und ziemlich hohe gestickte Rissen für die Fensterbank an, die den Luftzug ebenfalls abhalten, es aber ausschließen, daß man Blumen am Fenster haben kann; die künstlichen, mehr oder minder eleganten Fenster-schutzdecken, die fleißige Hausfrauenhände reizvoll be-schaffen können, sind praktischer, man sieht hinter ihnen geschützt und kann sich doch am Grün der Blattpflanzen oder an blühenden Gewächsen erfreuen.

Der schrecklichste der Schrecken sind jedenfalls im Winter rauchende Öfen! Hier muß, wenn im vor-hergehenden Winter ein solcher Ofen alle Gemütlichkeit zu zerstören drohte, schon im Laufe des Sommers für Abhilfe gesorgt werden. Nur ein Sachverständiger vermag den Grund des Rauchens zu entdecken und abzustellen, dagegen muß die Hausfrau durch Verkitten der bei scharfem Brennen leicht entstehenden Fugen da-für sorgen, daß nicht durch solche Oeffnungen Rauch und Dunst ins Zimmer dringen. Das Ausfitten muß vor dem Anheizen der Öfen geschehen, damit der Kitt genügend trocknen kann. Es giebt verschiedene Zu-sammen-setzungen für Ofenkitt, man muß bei ihrer Wahl beachten, ob es sich um Risse in eisernen oder Thonöfen handelt. Für eisernen Öfen ist der folgende Kitt bestimmt. Man nimmt pulverisierten Braunkstein und rührt ihn mit Wasser zu einem Brei an, den man gleichmäßig zwischen die Fugen streicht, dort gut trocknen läßt und dann den Ofen schwärzt. Ebenso gut ist die Vermischung von vier Teilen Lehm und einem Teil Borax zu einem gleichmäßigen Kitt, der zum völligen Trocknen jedoch mehrere Wochen braucht. Für Thonöfen dagegen nimmt man besser gestiebte Holzasche und Kalk zu gleichen Teilen, rührt dies mit Wasser zu dickem Brei an und füllt damit die Risse in den Öfen aus. Mit einer Messertlinge muß man sofort nach dem Einstreichen den überquellenden Kitt entfernen, da dieser später in erhärtetem Zustand schwer zu beseitigen ist.

Undichte Türen können ebenso wie undichte Fenster sehr lästig sein, sie bringen kalte Außenluft ins Zim-mer und sind die Veranlassung einer für die Haus-frau rätselhaften Fußbodenkälte des Zimmers. Zum Verdichten schlecht schließender Türen werden in den meisten Fällen Ranten von Herrentuchstoffen genommen, mit denen man die Thürrahmen ausschlägt. Viel ein-facher ist es, die Thür, die meist gesunken ist und des-halb klappt, vom Tischler heben zu lassen und einen Ring unterzuschieben, man hat durch die kleine Aus-gabe für lange Zeit dicht schließende Türen erlangt.

Die Feuerungsgeräte wird die praktische Hausfrau ebenfalls vor dem Gebrauch in stand setzen, um sie am ersten kalten Tage, der Heizung erfordert, nur herbeiholen zu können. Die Kohlenkasten, welche nicht an trockenem Ort verdeckt aufbewahrt wurden während des Sommers, werden vielfach den äußeren Glanz ein-gebüßt haben und innen Rostflecken zeigen, während die Metallbeschläge belaufen sind. Man thut am besten, solche Kohlen- und Torfbehälter erst außen mit lauem Seifenwasser gut abzuwaschen, dann mit Öl leicht einzureiben und mit Wollseide gut nachzupolieren, in vielen Fällen kehrt der Glanz auf diese Weise zurück. Sind die Sachen aber sehr schmutzig, muß man Sal-miakgeist und Terpentin zu gleichen Teilen nehmen und mit dieser Lösung die Sachen abwaschen, sie mit lauem Wasser nachspülen und mit einem Leder-tuch blank reiben. Wo der Glanz trotzdem nicht wieder-kehrt, muß man die Feuerungsbehälter neu lackieren. Man kann dies selbst thun, indem man unter Rühren mit einem hölzernen in wenig Spiritus schwarzen Siegel-lack löst und noch so viel Spiritus zusetzt, als zur Herstellung eines flüssigen Lades nötig ist. Man braucht mit diesem Lad, der rasch trocknet, die Kasten nur gleichmäßig zu überziehen. — Aber nicht nur außen, auch innen müssen die Behälter nachgesehen werden, vor allem muß man Rost entfernen, der, wenn er ruhig sitzen bleibt, die Kasten bald zerfrisst. Man streicht die Rostflecke mit Petroleum ein, den man zehn Minuten wirken läßt, worauf man mit Steinkohlens-äure die Flecke abseuert, die danach verschwinden. Zeigen die blanken Beschläge auch Rostflecke, so fettet man diese tüchtig mit Schweineschmalz ein, das man mehrere Tage auf den Flecken stehen läßt, bevor man es mit einigen Tropfen Salmiakgeist und einem weichen Tuche abreibt. Wenn die Flecken diesem Verfahren nicht weichen, müssen sie vorsichtig mit ver-dünnter Salzsäure beträufelt und sofort tüchtig mit altem Wolltuch abgerieben werden. Wunden darf man, wenn man solche Reinigung vornimmt, nicht an den Händen haben. Nach der Entfernung der Rost-flecke putzt man die Beschläge mit Puhcreme. Kohlen-schaufel, Zange und Feuerhaken werden ebenfalls durch Bestreichen mit Petroleum vom Rost befreit und dann mit Schmirgel blank gerieben. Es ist sehr gut, wenn man an einem Tage, wo im Haushalt Zeit ist, Kohlen- und Torfkosten mit Feuerung füllen läßt, nachdem sie auf die angegebene Weise gereinigt wurden, und sie

gefüllt in die Zimmer stellt, damit das Brennmaterial Zimmertemperatur annimmt und trocken ist. Man erleichtert sich das erste Anzünden der Öfen auf diese Weise, da in dem ausgefähteten Ofen kalte, feuchte Feuerungsstoffe weit schwieriger in Glut zu bringen sind als erwärmte, trockene.

Auch eine größere Wäsche bringt der Herbst der Hausfrau noch, die den Sonnenschein gern noch ein-mal benützt, um die verschiedenen Wäschestücke zu bleichen. Vor allem sollte man dies bei den Dingen nicht versäumen, welche nun für die kommenden Winter-monate unberührt in Schränken und Spinden lagern. Die Ueberlaken der Steppdecken, die Plumeaubezüge, die weißen leichten Sommerunterzeuge, leichte feine Som-merleibwäsche, weiße Röcke und Röschchen, dünne Strümpfe und dergleichen thut man gut, an einem recht schönen sonnigen Herbsttage für sich zu waschen, um in der Herbstsonne strahlende Weiße bei ihnen zu erzielen. An einem ruhigen zweiten Herbsttag, der bedeckt sein kann, lüftet man die Stepp- und Sommerdecken möglichst während des ganzen Tages und legt auch die Winterbetten, bevor man sie in Gebrauch nimmt, einen Tag ins Freie. Alle bunten Sommerkleider werden vor dem Begräumen gewaschen, unbrauchbar Gewordenes danach gleich ausfortiert, die andern Dinge aber geplättet und an dem dafür bestimmten Raum untergebracht. Nur bei Kinderkleidern thut man gut, sie ungebügelt beiseite zu legen, da sie meist im fol-genden Frühling nicht mehr passen und erst verlängert und geändert werden müssen. Fürs Reinigen der Sommerhandschuhe, die dann geplättet, in großen Couverts sortiert, in einen Kasten wandern, fürs Waschen der Sonnenschirme, mancher Sommerseiden-bänder und -Schleifen wird die fleißige Hausfrau wohl auch noch einen schönen Herbsttag finden, damit auch diese Sachen sauber und wohlverpackt ins Winter-verließ wandern, das die Herbst- und Winterjachen jetzt verlassen. Diese werden im Herbstsonnenschein einige Stunden gelüftet und leicht geklopft und ge-bürstet.

Bald wird auch der Herbst, der mit seinem Sonnen-gold und seiner Farbenpracht das Dahinscheiden der Natur verkündet, von dannen ziehen und rauhen Winter-winden Platz machen. Kommen werden sie, die trüben, kalten Wintertage, die wir nur deshalb so guten Mutes ertragen, weil uns im Heim traute Behaglich-keit umfängt und uns so umschmeichelt, daß wir es ganz vergessen, daß es draußen Winter geworden.

Luisa Hölle.

Die Strickschule.

(Bild S. 109.)

Hinter dem Wirtschaftsbau des Klosters auf der Wiese, wo der Blick über das freundlich umbuschte Thal hinweg bis zu dem sanft geschwungenen Höhenzug der Voralpen gleitet, hat „das englische Fräulein“ heute die Strickschule aufgeschlagen. Niemand aber von der kleinen emsigen Schar hat Sinn und Auge für die liebliche Landschaft. So gern die Kinder auch sonst die kräftigen Glieder tum-meln, in Gegenwart der verehrten Lehrerin sitzen sie, in ihre Arbeit versunken, mausehrliche und sticheln, so gut die ungelerten Finger es vermögen, tapfer drauf los. Im munteren Wettstreit setzt jede ihr ganzes Können ein, um es „der Freilin“ recht zu machen und eines lobenden Wortes teilhaft zu werden, wie es eben die Stasi be-glückt, die zur Freude der Lehrerin aus eigenem Geschick der Formschönheit des werdenden Strumpfes Genüge geleistet hat. Die Reisl, die bereits zum Nähen vorgerückt ist, hält sich im stillen darauf gefaßt, ihren Ehrenplatz am Tisch Fräulein Celestinas demnächst mit Stasi zu teilen. Bangen Herzens naht dagegen Wabert mit dem Arbeitszeug am Arm. Die Fäden sind ihr „überzwerch-gangen“ und abgerissen, eine Unachtsamkeit, die herben Tadel herausfordert, doch bloß mit einem milden Verweis seitens der gütigen „Freilin“ gerügt wird, die gar wohl weiß, daß nur zu oft im Leben die Fäden sich verwirren und reißen ohne unsre Schuld. Neben den arbeitsamen „Großen“ treiben die von ihnen auf dem Felde beschäf-tigten Eltern „um Aufheben“ gebrachten Kleinen ver-gnüglich ihr Spiel. Während die eine mit zärtlicher Sorgfalt die Puppe bettet, drängt sich ein nachschlitziges Trio um die bedächtig hinter dem improvisierten Lade-nisch hantierende „Kramerin“, um ein paar dürre „Zweisch-ben“ oder andre bescheidene Delikatessen zu erlangen, die Celestina ihnen gespendet hat. Sie sind so gern bei ihr, wie alle, die wir hier versammelt sehen im unbewußten Glück heiteren Kinderfriedens.

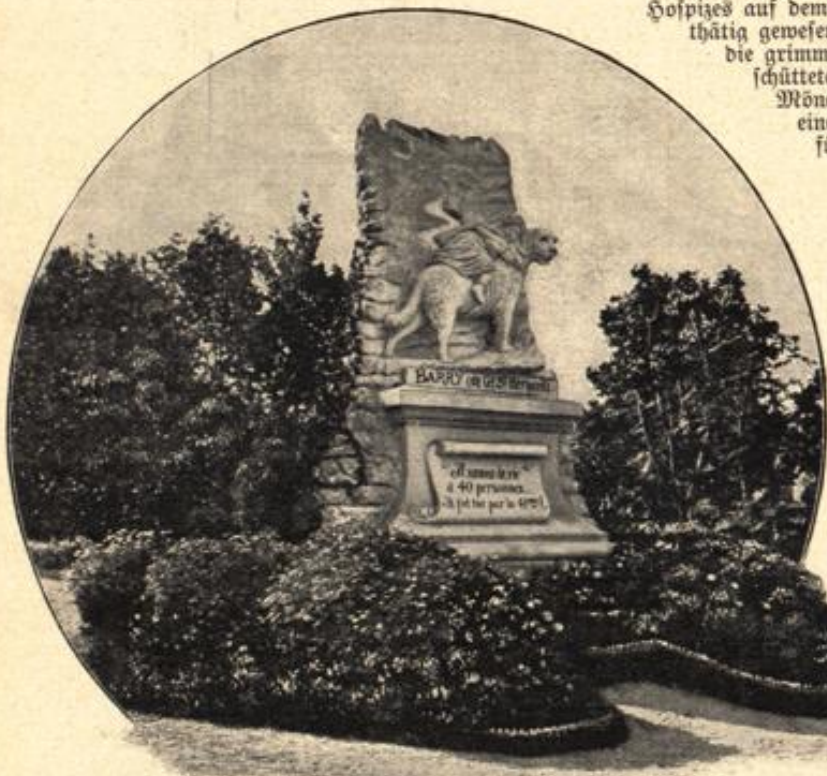
A. B.

Frage.

Seine Seele will ich fragen,
Warum sie so fröhlich ist,
Im Genießen, im Entfagen,
Stillschweigend zu jeder Frist.

Macht's die Reinheit sonder Fehle,
Macht's der Liebe süßer Vann?
Sag mir, sag mir, frohe Seele,
Wie man fröhlich werden kann!

B. Del-Pero.



Das Barry-Denkmal.

Ein Friedhof für Haustiere in Paris.

Nach photographischen Aufnahmen von D. Kasselkamp, Potsdam.

London besitzt schon seit längerer Zeit einen Hundefriedhof; im vorigen Jahre ist man auch in Paris diesem Beispiel gefolgt und hat eine ähnliche Einrichtung geschaffen, aber nicht einen Friedhof für Hunde allein, sondern für Haustiere überhaupt, also auch für Katzen, Vögel und so weiter. Die Pariser, namentlich auch die Angehörigen der unteren Klassen, sind ungemein tierfreundlich, und die Zahl der innerhalb der Stadt gehaltenen Haustiere ist daher eine außerordentlich große. War nun aber ein Tier verendet, so wußten die meisten Leute nicht, wohin damit. Vielfach machte man kurzen Prozeß und warf die Kadaver einfach in die Seine oder trug sie hinaus nach den Wällen der Stadtbefestigung, wo sie dann uneingescharrt verwesten. Es war das nicht nur ekelhaft, sondern auch in sanitärer Beziehung höchst gefährlich, und der Gedanke eines Tierfriedhofes darin Wandel zu schaffen, fand daher allseitige Billigung. Namentlich Frau M. Durand, die Besitzerin der ausschließlich von Frauen geleiteten und redigierten Zeitung „La Fronde“, trat lebhaft dafür ein, und es bildete sich zur Verwirklichung dieses Planes eine Aktiengesellschaft mit einem Kapital von 300 000 Franken. Wo die Seine im Nordwesten von Paris bei Asnières eine große Schleife macht, liegt im Flusse eine Insel, auf der man den Friedhof für Haustiere zu errichten beschloß. In verschiedenen Romanen von Eugène Sue spielt diese „Insel der Verwüster“ (Ile des ravageurs), einst eine beliebte Zufluchtsstätte des schlimmsten Pariser Verbrechergesindels, eine Rolle. Man wandelte mit großer Mühe und mit erheblichen Unkosten das gänzlich öde Gelände in schöne Anlagen um, zu denen jetzt ein monumentales Eingangsthor führt. Nachdem man eine Eintrittsgebühr von fünfzig Centimes entrichtet hat, kann man diesen eigenartigen Friedhof für Haustiere betreten, der gesonderte Abteilungen für Hunde (siehe das untere Bild), Vögel und Katzen enthält. Gleichmäßig abgeteilt befinden sich darin die Ruhestätten für die verschiedenen Haustiere, die mit kleinen Hügeln versehen und meist mit Blumen und mit entsprechenden Metall- oder Steinplatten geschmückt sind. Auf den Grabstätten in der Abteilung für Vögel (siehe das mittlere Bild) gewahrt man auch vielfach Vogelbauer. In der Nähe des Eingangs fällt innerhalb der Hundeabteilung besonders ein in Sandstein ausgeführtes großes Denkmal des berühmten Bernhardinerhundes Barry (siehe das obere Bild) jedem Besucher auf, das die Inschrift trägt: „Il sauva la vie à 40 personnes. Il fut tué par la 41ème“ (40 Personen rettete er das Leben, die 41. tötete ihn). Nachdem nämlich jener hier verherrlichte wackere Bernhardiner zwölf Jahre hindurch im Dienste des

Hospizes auf dem St. Bernhard bei Schneetreiben und Nebel thätig gewesen war und die angegebene Zahl von durch die grimmige Kälte Erstarrten oder von Lawinen Verschlütteten gerettet hatte, indem er die stets bereiten Mönche zu ihnen führte, wurde er das Opfer eines Irrtums, als ein Fremder den Hund für wütend hielt und ihn tötete. Barry, dessen ausgestopfter Körper im Verner Museum steht, ist mit einem geretteten Kinde auf dem Rücken dargestellt. Die Verwaltung des Friedhofes, der auch von vielen Fremden als eine neue Sehenswürdigkeit von Paris besucht wird, läßt auf Verlangen die verendeten Tiere aus den Wohnungen der Besitzer mittels eines Dreirades abholen, auf dem sich ein Kasten mit einem Sarg befindet. Bei der Bestattung der Tiere darf übrigens keinerlei Zeremonie stattfinden; auch das Aufstellen von Kreuzen ist ausdrücklich untersagt. Man braucht in dieser originellen Einrichtung keine bloße sentimentale Spielerei zu erblicken; wer jahrelang ein Haustier hielt und pflegte, das ihm treue Dienste leistete und an dem er selbst seine Freude hatte, dem wird es wohl verständlich erscheinen, daß es für manchen Besitzer eines solchen Tieres ein peinlicher Gedanke ist, den Kadaver der Abdecker auszuliefern. Jedoch kommt die Benutzung dieses Friedhofes ziemlich

teuer zu stehen. Ein Massengrab ohne Gewähr einer bestimmten Zeit und ohne äußere Bezeichnung kostet 5 Franken; dabei hat der Besitzer das Tier selbst an Ort und Stelle zu schaffen. Mit Abholung des Tieres kostet eine Konzeption auf 5 Jahre 25 Franken, 10 Jahre



Begräbnisstätte für Vögel.

50 Franken, 20 Jahre 75 Franken, 30 Jahre 100 Franken, über 50 Jahre 200 Franken, und eine besondere Grabstätte 500 bis 1000 Franken, wobei jedoch die Lieferung eines Sarges mit einer emaillierten Tafel aus Schwarzblech, worauf der Name und das Datum verzeichnet, einbegriffen ist.

wurden der lebenslustigen jungen Fürstin höchlichst verübelt. Das Spazierengehen war eine unerhörte Neuerung, denn die Königinnen von Frankreich waren bisher niemals zu Fuße gegangen, sondern stets nur gefahren, und als nun Marie Antoinette gar einmal einen Spaziergang nach einem bei Marly gelegenen

Hügel unternahm, um die Sonne daselbst aufgehen zu sehen, benutzten die zahlreichen Feinde der „Oesterreicherin“ diesen harmlosen nächtlichen Ausflug dazu, um in einem schändlichen Pasquill die Reinheit der Sitten und des Lebenswandels der Königin zu verdächtigen. Auch die Theateraufführungen wurden zu dem gleichen gemeinen Zweck ausgebeutet. Alle diese Verleumdungen erhielten einen Schein von Glaubwürdigkeit dadurch, daß die



Begräbnisstätte für Hunde.

T. T. L. V.

Eine Hofgeschichte

von
M. Barad.*)

Es war im September des Jahres 1775. König Ludwig XVI., der im Alter von zwanzig Jahren kurz zuvor, am 10. Mai 1774, den Thron bestiegen hatte, erwies sich den Anforderungen, die jene schwierige Zeit an ihn stellte, keineswegs gewachsen. Er empfand das selbst, und die Folge davon war, daß er bald die Regierungsgeschäfte fast ausschließlich seinem Kanzler Maupeou überließ und sich indessen ganz seiner Lieblingsbeschäftigung — der Schlosserarbeit — hingab.

Von seiner Gemahlin Marie Antoinette hielt er sich mit unverhehlter Abfälligkeit fern. Die österreichische Kaisertochter, damals erst fünfzehn Jahre zählend, war ihm im Jahre 1770 aus Gründen der „Staatsraison“, als er selbst erst sechzehnjährig war, gegen seinen Wunsch aufgezwungen worden. Deshalb, wie auch infolge der ihm eignen Schüchternheit und Unbeholfenheit, flüchte sie ihm Widerwillen ein. Er vermied deshalb, ungeachtet ihrer inzwischen voll aufgeblühten Schönheit und der Liebeshwürdigkeit ihres Benehmens, jede vertrauliche Annäherung an seine junge Gemahlin.

Gekränkt, wenngleich im stillen hoffend, daß sich Ludwigs Neigung ihr dereinst doch noch zuwenden werde, suchte die Tochter Maria Theresias Ersatz in der Freundschaft mit der schönen und liebenswürdigen Prinzessin Marie Theresie von Savoyen-Carignan, der jugendlichen Witwe Louis' von Bourbon, Prinzen von Lamballe, und Unterhaltung und Zerstreuung auf Spaziergängen in den schönen Gärten von Marly oder in Theateraufführungen, welche sie mit Herren und Damen ihres Hofhaltes in dem Lustschloß Trianon veranstaltete. Aber beide Arten von Vergnügungen

*) In dem zu Stuttgart am 1. September verstorbenen Verfasser, dem bekannten pfälzischen Schriftsteller Major a. D. Max Barad, haben wir einen hochgeschätzten Mitarbeiter verloren. Von seinen Schriften wurde die größte Verbreitung den köstlichen Humoresken und Gedichten in Pfälzer Mundart („Der Trumbeder von Wahlstadt“, „Aheinschnote“ und so weiter) zu teil, aber auch als Jugendschriftsteller und Novellist war Barad mit Recht geschätzt. Die anziehende geschichtliche Novelle, welche wir hier mit unsern Lesern vorlegen, ist seine letzte Arbeit gewesen.



Zur Strickhale. Nach dem Gemälde von O. Piller.

Photographie-Verlag von Franz Seifert in Wien.

Königin von Frankreich in den Darstellungen selbst als Liebhaberin oder tolette Soubrette auftrat, und mit der Unbedachtsamkeit und dem leichten Sinn ihrer jungen Jahre sich nicht schonte, als Mitspieler den durch seine Ausschweifungen berühmten Grafen von Artois,*) den jüngsten Bruder des Königs, sowie andre Hofherren von nicht besserem Rufe zuzulassen. Auch deshalb wurden daher Spottverse und Satiren auf die schöne Königin-Schauspielerin verbreitet. Hauptsächlich gingen alle Verdächtigungen von dem hämischen und neidischen Grafen von Provence,**) dem nächstjüngeren Bruder des Königs, aus; sie wurden vom Volk als wahr angenommen und erregten eine sich steigende Erbitterung gegen die Königin und das Königtum überhaupt.

Auch dem König kamen die Verleumdungen seiner Gemahlin zu Ohren, aber er war großdenkend genug, ihnen nicht den geringsten Glauben beizumessen; er gönnte der Königin ihre Vergnügungen und — hämmerte und feilte weiter an seinen Schlössern und Schlüsseln. Um aber dem absehbaren Gerede ein Ende zu machen, beschloß Ludwig, die nächste der im Trianon stattfindenden Vorstellungen des Liebhabers der Königin, denen er bisher absichtlich fern geblieben war, mit seiner Gegenwart zu beehren, um ihnen dadurch eine gewisse Sanction und Unantastbarkeit zu verleihen. Diesen Entschluß ließ er der Königin offiziell mitteilen und zugleich seinen Besuch für die auf den 10. September 1775 festgesetzte Vorstellung eines von Bernardin de Saint-Pierre, dem Dichter von „Paul und Virginie“, verfaßten sogenannten Schäferspiels: „Der treue Hirte“ ankünden.

Marie Antoinette war entzückt darüber. Immer war es ihr Wunsch gewesen, daß ihr Gemahl einmal eine der Theatervorstellungen besuchen, sie darin sehen und — bewundern möge. Sie wollte daher in dieser Aufführung, worin sie selbst die Hauptrolle, die der Liebhaberin, zu spielen hatte, in ihrem Aeußeren sowohl als auch in ihrer Darstellungsweise entzückend, geradezu hinreißend sein. Sie wußte, daß ihr die Mittel nach beiden Richtungen hin zu Gebote standen: sie wußte, daß sie schön und geistreich war.

Wie jede schöne Frau dachte sie jedoch zunächst nur daran, möglichst gut auszusehen und darum ihre natürliche Schönheit durch einen gutgewählten Anzug noch zu erhöhen. Marie Antoinette verstand dies meisterhaft, und die Trachten, die sie im Verein mit der Prinzessin Lamballe und ihrer ersten Schneiderin, einer Demoiselle Vertin, ausdachte, waren nach damaligen Begriffen das Höchste und Schönste, was im Gebiete der Kleidermacherei geleistet werden konnte. Darum galt auch jetzt ihre erste Sorge der Anfertigung eines speziell für ihre Rolle als Schäferin passenden reizenden Kostüms. Schnelligt wurden die Prinzessin und die Schneiderin zu einer Sitzung berufen, um die wichtige Frage zu beraten und sofort zum Abschluß zu bringen.

„Der treue Hirte“ spielte in der Auvergne, und die ungemein malerische Tracht der dortigen Landbevölkerung lag der Königin und ihren beiden Beiräten in verschiedenen Abbildungen behufs der Nachbildung auf die Bühne vor. Nach längerem Prüfen und Erwägen wurden die drei Damen darin einig, daß das Kostüm der Königin bezüglich der Bestandteile, des Schnittes und der Farben nach den vorhandenen Mustern anzufertigen sei. In Bezug auf die Stoffe aber wurde eine Aenderung beschlossen, denn eine Königin konnte unmöglich in Finnen und Wolle gekleidet erscheinen. Demnach sollte der Rock aus schwerem weißem Atlas, Nieder und Jacke aus Seidensammet, Schnüre und Verzierungen aber aus Goldstoffen bestehen.

Schon zwei Tage nachher war Kostümprobe. Sie fiel durchaus zur Zufriedenheit der Königin aus; die Kleidungsstücke saßen herrlich und hoben aufs vorteilhafteste ihren schönen, zierlichen Wuchs und ihre weichen, zarten Formen hervor. Vergnügt lächelnd drehte und wendete sich Marie Antoinette vor ihrem großen Toilettenspiegel und überdachte glückselig, welchen Eindruck sie wohl in diesem Kostüm auf ihren Gemahl machen werde. Siegesgewiß lächelnd war sie eben im Begriff, von dem Spiegel wegzutreten, als sie, einen nochmaligen Blick auf die Abbildung werfend, plötzlich betroffen ausrief: „Ach, die Hauptsache ist ja vergessen!“

Demoiselle Vertin erblickte. „Mein Gott,“ sprach sie zitternd, „wie wäre dies möglich? Wollten Majestät nicht die Gnade haben —“

„Ach, nicht Sie, liebe Vertin,“ unterbrach die Königin sie erregt. „Sie sind unschuldig daran, aber — mein Gott, Marie,“ wandte sie sich an die Prinzessin Lamballe, „wie war es nur möglich, nicht daran zu denken — die Schuhe, sieh doch nur hier auf dem Bilde diese hübschen Schuhe mit den roten Stöckeln — wir haben sie ja ganz übersehen.“

Die Prinzessin blickte auf das vorgehaltene Bild. „Wahrhaftig,“ rief sie, „das sind höchst eigentümliche, zum Kostüm durchaus nötige Schuhe!“

„Was fangen wir an?“ jammerte die Königin. „Übermorgen soll schon die Aufführung sein!“

„O,“ tröstete die Prinzessin, „zwei Tage sind übrig genug Zeit zur Herstellung solcher Schuhe durch den Hofschuhmacher.“

„Meister Gibé? — Wird er sie wohl anfertigen können?“

„O gewiß, Majestät!“ versicherte auch Demoiselle Vertin, sich ehrerbietig verbeugend.

Marie Antoinette schüttelte den Kopf. „Ich fürchte das Gegenteil,“ sprach sie unmutig. „Nur ein geborener Auvergnate wird solche Schuhe in ihrer ganzen Originalität herzustellen vermögen, und — Gibé ist ja Pariser!“

Weder die Prinzessin noch die Kleiderkünstlerin wagten zu widersprechen; ihr verlegenes Schweigen bekundete jedoch nur allzu deutlich, daß sie die Ansicht der Königin teilten. Da plötzlich kam Hilfe und zwar von ganz unerwarteter Seite.

Aus dem Hintergrund des Gemaches, von der durch eine schwere Seidenportiere verhüllten Thür her kam mit jedem Schritte knirschend die Dienerin der Demoiselle Vertin, welche die Kleidungsstücke in eine große Schachtel verpackt in das Ankleidegemach der Königin getragen hatte, schüchtern herbei. Sie meinte, wenn es sich nur darum handle, in möglichst kurzer Zeit ein paar echter auvergnatischer Schuhe herzustellen, so wisse sie Rat hierfür. Sie selbst stamme aus der Auvergne und ein Vetter von ihr — sagte sie erröthend — ebenfalls Auvergnate, zwar nur ein armer Gefelle, aber gleichwohl ein tüchtiger Schuster, arbeite bei einem Pariser Meister in der Rue de Sévres. Er werde sicher im Stande sein, die gewünschten Schuhe „naturgetreu“ anzufertigen, wenn Ihre Majestät ihm die Arbeit übertragen wolle.

„Vortrefflich, ganz vortrefflich!“ rief die Königin hocherfreut aus. „Der Mann soll schleunigst herbeigeholt werden,“ wandte sie sich sodann befehlend an die Prinzessin Lamballe. „Bitte, tragen sie Sorge hierfür, liebe Marie!“

Die Prinzessin verbeugte sich, rührte sich jedoch nicht von der Stelle. „Verzeihung,“ sprach sie leise, — ich fürchte, dies wird nicht zulässig sein; was würde die Frau Oberhofmeisterin dazu sagen?“

„Madame l'Etiquette?“*) lachte Marie Antoinette übermüthig. „Ei, sie mag sagen, was sie will!“

Aber nach den am Hofe geltenden Vorschriften, welchen die Frau Herzogin stets mit peinlicher Strenge Geltung zu verschaffen bemüht ist, darf der Königin von Frankreich nur der patentierte königliche Hofschuhmacher Schuhe anmessen und anfertigen!“

„Was kümmert mich dies!“

„Frau v. Noailles wird Zeter schreien — Seine Majestät der König wird ungehalten werden —“

„Ueber das Antlitz der Königin glitt ein Schatten. „Glaubst du — glaubst du wirklich, daß er darüber aufgebracht würde?“ fragte sie besorgt.

„Ich kann leider nicht daran zweifeln, Madame!“

„Abermals entstand eine Pause.“

„Ich hab's, ich hab's!“ rief da Marie Antoinette plötzlich. „Ich zu dem Mädchen wendend, fuhr sie fort: „Dein Vetter soll das Maß für die Schuhe nach deinen Füßen nehmen, und du bringst sie mir, sobald sie fertig sind!“

„O!“ entgegnete die Einfalt vom Lande mit verlegenen Mäkeln, „nach meinen Füßen? Ich fürchte, sie würden dann Eurer Majestät etwas weit sein!“ Dabei streckte sie einen Fuß unter ihrem Kleide hervor, groß und plump wie ein Bügelschiff.

Marie Antoinette konnte sich des Lachens nicht enthalten. „Du hast recht,“ sagte sie, „du lebst auf einem größeren Fuße als ich. Nun denn —“ fuhr sie hierauf fort, „wenn die Schuhe nicht nach deinem Fuße gemacht werden können, so hast du wohl eine Freundin, die sich hierzu eignet?“

Das Mädchen schüttelte den Kopf und erwiderte: „Die Mädchen aus der Auvergne — und ich kenne keine andern — haben alle Füße, die den meinen gleichen; das kommt vom Bergsteigen!“ fügte sie erklärend bei.

Die Königin zog ihre schöne Stirn in Falten. Einen kurzen Augenblick schien sie nachzusinnen, dann richtete sie entschlossen den Kopf auf. „Wohlan,“ sagte sie, „so werde ich selbst diese Freundin vorstellen!“ Mit diesen Worten ließ sie eine Klingel ertönen und befahl der eintretenden Kammerfrau, sofort mit dem Mädchen der Demoiselle Vertin nach Paris in die Rue de Sévres zu fahren und mit dem Schuhkünstler zurückzukehren. „Sagen Sie ihm,“ fügte sie bei, „er habe schleunigst ein paar echte auvergnatische Schuhe anzufertigen für eine Dame vom Hofe —“

„Rein!“ verbesserte sie sich, „für eine Dienerin am Hofe, eine Auvergnatin!“

„Aber Majestät!“ wagte nochmals die Prinzessin zu warnen.

„Ich will es so!“ sprach die Königin hoheitsvoll. „Ich selbst werde den König von den Gründen unterrichten, welche mich zwingen, gegen die Vorschriften der Etikette zu handeln. Für jetzt aber wünsche ich, daß die Sache in allen Kreisen ein Geheimnis bleibe. Auch der Schuster darf nicht erfahren, daß er seine Arbeit für die Königin anzufertigen hat — hörst du, Mädchen,“ wandte sie sich an die Base des Schusters, „kein Wort an deinen Vetter: ich bin eine Auvergnatin und Dienerin gleich dir. Hast du mich verstanden?“

„Ja, Majestät!“ erwiderte das Mädchen knirschend. „Es wird zu deinem Glück beitragen, wenn du schweigen kannst, und zu dem meines Vetzters, der — wohl dein Liebster ist, nicht wahr?“

„O Majestät!“ lispelte die Auvergnatin hoch erröthend.

„Nun gut, merke dir wohl, was ich gesagt habe,“ sprach Marie Antoinette, nickte dem Mädchen gnädig zu und — wenige Augenblicke später fuhr die glückselige Auvergnatin in einem Hofwagen an der Seite der Kammerfrau nach der Rue de Sévres, um ihren Liebsten zu der Königin zu geleiten. —

Etwas eine Stunde später ward Marie Antoinette, die ohne das Kostüm zu wechseln, ungeduldig auf den Schuster gewartet hatte, seine Ankunft gemeldet. Da sie ihn in ihrer Rolle als Dienerin unmöglich in ihren Gemächern empfangen konnte, begab sie sich in Begleitung der Prinzessin Lamballe und ihrer Kammerfrau nach der Wohnung der letzteren, um sich hier der Prozedur des Schuhanmessens zu unterwerfen. Raum war sie dort angelangt, so trat der Schuster im Arbeitsanzuge, über welchen er jedoch seinen Sonntagsrock angezogen hatte, in die Stube und verbeugte sich tief, wenngleich etwas links, vor der ihm zunächst entgegentretenden Prinzessin.

Mit einem Nicken ihres schönen Kopfes erwiderte diese den Gruß. „Guten Tag, Meister,“ sprach sie sodann. „Wie ist Euer Name?“

„Jean Razou, Ihnen zu dienen!“ entgegnete der junge Mann. Er war ein echter Auvergnate, groß, mager und grobknochig, doch mit offenen und ehrlichen Gesichtszügen, die Gutmütigkeit bei nicht allzugroßer Intelligenz verrieten.

„Nun denn, Meister Razou“ —

„Ich bin nur Gefelle,“ unterbrach er sie. „Wollte Gott, ich wäre schon Meister, denn das zu werden kostet gewaltig viel Geld!“

„Nun, so will ich mit Euch hoffen, daß Ihr's — vielleicht mit Hilfe unsrer allergnädigsten Königin — recht bald werdet!“ erwiderte lächelnd die Prinzessin. „Es wird nur darauf ankommen, daß Ihr die Arbeit, die ich Euch für meine neue Dienerin, Eure Landsmännin übertragen will, recht gut und schön ausführt. — Komm her, Jeanne,“ rief sie sodann der hinter ihr stehenden Königin zu, „und lasse dir die zu deiner Tracht passenden Schuhe anmessen!“

Jetzt erst fielen die Blicke des Schusters auf die Hervortretende. Wie geblendet von ihrer Schönheit startete er sie an, so daß er darüber ganz vergaß, seine Arbeit zu beginnen. Erst als die vermeintliche Dienerin, welche auf einem Taburet Platz genommen hatte, ihm einen ihrer Füße hinhielt, bejaunt er sich und kniete, einen Papierstreifen aus der Rocktasche hervorziehend, vor ihr nieder, um die erforderlichen Maße zu nehmen. Aber neues Zögern, neue Verwirrung kam über ihn beim Anblick dieses winzig kleinen, wunderschön geformten Fußes.

„Verzeiht, Jungfer,“ sagte er, seine Blicke wiederum zu ihrem Antlitz erhebend, „leidt Ihr wirklich aus der Auvergne?“

„Ei freilich,“ erwiderte Marie Antoinette belustigt. „Weshalb zweifelt Ihr daran?“

„Weil — weil ich niemals — nein, wahrhaftig noch niemals ein Mädchen in meiner Heimat mit so schönen, zierlichen Füßen gesehen habe!“

„Wirklich nicht?“ lachte die Königin. „Nun, dann bilde ich eben eine Ausnahme von der Regel!“

„Das thut Ihr Jungfer,“ rief der Auvergnate eifrig, „bei Gott, das thut Ihr, denn — keine meiner Landsmänninnen ist überhaupt so schön wie Ihr!“

Jetzt, obwohl sie sich gleich der Prinzessin ausschütten wollte vor Lachen über die Naivität des ehrlichen Schusters, erröthete Marie Antoinette gleichwohl wegen der ungewohnten Art des Kompliments. „Wißt Ihr was?“ rief sie. „Bestimmt Euch mehr um Euer Geschäft und nicht um meine Schönheit, sonst,“ fügte sie begütigend bei, „könnte die Frau Prinzessin hier ungehalten werden!“

Schweigend gehorchte der Zurechtgewiesene und begann nun mittels seines Papierstreifens Länge, Breite und Umfang des auf einem Schemel ruhenden Fußes abzumessen. Wie um sich zu vergewissern, daß er keinen Irrtum begangen habe, nahm er die Messung nochmals vor, wozu er sich jedoch so ungebührlich lange Zeit ließ, daß Marie Antoinette endlich ungeduldig ihn zur Eile mahnte. Seufzend erhob er sich da und fragte mit einer Verbeugung: „Wann wünscht die Jungfer die Schuhe zu erhalten?“

*) Der spätere König Karl X.

**) Später König Ludwig XVIII.

*) Der Herzogin von Noailles hatte Marie Antoinette noch als Dauphine diesen Spottnamen gegeben.

„Wann?“ erwiderte Marie Antoinette. „Morgen abend!“

„Morgen?“ rief der Gefelle mit fast komischem Schrecken. „In vierundzwanzig Stunden soll ich ein Paar auvergnahtischer Schuhe anfertigen? Verzeiht, das ist unmöglich!“

„Nun denn — übermorgen früh!“

„Auch bis dahin wird's kaum möglich sein, doch Euch zu liebe, schöne Jungfer, will ich Tag und Nacht arbeiten,“ entgegnete der junge Mann feurig. „Ihr sollt die Schuhe zur bestimmten Zeit haben!“

„Gut,“ sprach Marie Antoinette hoheitsvoll. „Ich werde Euch — das heißt die Frau Prinzessin wird Euch fürstlich dafür belohnen!“

„O!“ sagte der Schuster, die Hand aufs Herz legend, es ist mir weniger um den Lohn zu thun, als um Euch gefällig zu sein!“

Nach diesen Worten verbeugte er sich abermals vor der Prinzessin und deren vermeintlicher Dienerin und verließ eiligst das Gemach.

Am Morgen des übernächsten Tages trug der ehrliche Schuster die Schuhe, an denen er fast ununterbrochen zwei Nächte und den zwischen ihnen liegenden Tag hindurch gearbeitet hatte, ins Schloß nach Versailles, um sie seinem Versprechen gemäß seiner schönen Landsmännin abzuliefern. Sie waren wunderhübsch ausgefallen, denn Razou hatte alle seine Kunstfertigkeit zu ihrer Herstellung aufgewendet, hatte sozusagen mit seinem ganzen Herzen gearbeitet. Dafür waren die Schuhe aber auch ein ganzes Kunstwerk geworden. Als ob ein Bildhauer sie gefertigt hätte, so waren in das Oberleder die zierlichsten Figuren und Arabesken eingepreßt und die hohen, hübsch geschweiften Stöckel schön rot gefärbt und poliert, daß sie glänzten wie ein Spiegel. Von ganz besonderer Schönheit und Kunstfertigkeit aber waren die Sohlen. Auf jeder war ein Strauß von Rosen, Nelken und Violett eingegraben; auf einem Bande aber, das die Blütenstengel umwand, standen die Buchstaben T. T. L. V.

Marie Antoinette war entzückt, als sie die Schuhe musterte; ein Rätsel aber waren ihr die vier Buchstaben. Sie beauftragte die Kammerfrau, sich bei dem im Vorzimmer harrenden Schuster hiernach zu erkundigen. Aber der eigensinnige Auvergnahter schüttelte den Kopf und meinte, das möchte er der schönen Jungfer, für welche er die Schuhe gemacht habe, selber sagen.

Die Königin lachte über diese ausweichende Antwort; es ward ihr ohne weiteres klar, daß der Auvergnahter seiner vermeintlichen Landsmännin mittels der Buchstaben seine Gefühle hatte kundgeben wollen. Um dem biedereren Handwerker eine unsägliche Beschämung zu ersparen, beschloß sie, lieber auf die Erklärung der rätselhaften Inschrift zu verzichten. Deshalb ließ sie dem Schuster für jetzt nur sagen, „seine Landsmännin“ könne ihm heute ihren Dank nicht abstaten, sie werde diese Schuld aber baldmöglichst abzutragen suchen.

Jean Razou mißverstand die Bedeutung der letzten Worte, und in der Meinung, es sei die Bezahlung der Schuhe damit gemeint, rief er eifrig: „O, was die Bezahlung betrifft, so hat es damit gute Wege — ja sie mag ganz unterbleiben, wenn mir die Jungfer einen günstigen Bescheid auf die vier in die Sohlen der Schuhe geschnittenen Buchstaben T. T. L. V. geben will: es sind die Anfangsbuchstaben der auvergnahtischen Worte „T'aimerai toute la vida“ — ich werde dich mein ganzes Leben lang lieben!“

Die Kammerfrau, welche der Auvergnahter um Bestimmung dieses seltsamen Auftrages bat, konnte sich des Lachens kaum erwehren. „Aber lieber Mann,“ sagte sie, „was glaubt Ihr wohl, daß Euch die Jungfer darauf antworten solle?“

„Was sie antworten, was sie sagen solle?“ rief der Schuster. „Daß sie mich wiederlieben, daß sie mein Weib sein wolle!“

„Aber Unglücklicher, das ist ja nicht möglich!“

„Weshalb? Ist die Jungfer vielleicht am Hofe zu stolz und vornehm geworden für einen Schuster?“

„Dies,“ lachte die Kammerfrau, „nun ja — dies wird sie Euch wohl selber sagen, wenn sie Euch zu kommen befehlen wird!“

Der Auvergnahter riß die Augen weit auf. „Befehlen?“ rief er, „befehlen denn die Jungfern am Hofe?“

Die Kammerfrau lachte noch stärker als zuvor. „Das will ich meinen!“ rief sie. „Alle Frauen am Hofe befehlen — die aber, von welcher wir sprachen, vor allen andern!“

„Wa-a-a-s!“

„Aber Mann, habt Ihr denn gar keine Augen im Kopfe? Seid Ihr denn blind?“

„Ich — blind? Im Gegenteil, ich habe, Gott sei Dank, recht gute Augen!“

„Nun dann,“ sagte jetzt die schwachste Kammerfrau, der noch zu rechter Zeit beifiel, daß sie auf dem besten Wege gewesen, das Geheimnis ihrer Herrin zu verraten, „dann, wenn Ihr wiederkommet, werdet Ihr

ja wohl sehen können, daß die Jungfer nicht für Euch paßt und daß Ihr gut daran thut, Euch eine andre Liebste zu wählen!“

So sprechend nickte sie dem Schuster einen Abschiedsgruß zu und ging hinweg.

Der Schuster aber seufzte tief auf und sprach leise vor sich hin: „T'aimerai toute la vida.“ Dann wandte auch er sich und verließ das Gemach, um nach Paris zurückzukehren.

Am Abend des gleichen Tages fand in Kleintrianon vor dem König und dem gesamten Hofe die Darstellung des Schäferspiels „Der treue Hirte“ statt. Die Vorstellung verlief glänzend, und besonders die Königin errang sich das allgemeinste Lob, nicht am wenigsten aber wegen ihres ungemein reizenden Aussehens. Der ganze Hof war entzückt von ihr, allen voran aber — wie es Marie Antoinette im stillen gehofft hatte — der König.

Vom Beginn ihres ersten Erscheinens an hatte er nur Augen für sie. Es war ihm, als ob mit einem Male eine Binde von seinen Augen weggezogen würde, die ihn seit seinem Vermählungstage — seit fünf Jahren — verhindert hatte, zu sehen, was er jetzt sah: die geradezu vollendete Schönheit, die Anmut und Liebesswürdigkeit seiner Frau. Ganz hingerissen von ihr, kam er nach dem Schlusse zu ihr auf die Bühne und sprach ihr mit leuchtenden Augen seine aufrichtigste Bewunderung aus.

„Madame,“ sagte er, „ich bin entzückt von Ihnen, und,“ fügte er leise bei, indem er ihr zärtlich die Hand küßte, „es ist nicht der König, der Ihnen dies gesteht, es ist Ihr Gemahl!“

„O Sire,“ erwiderte Marie Antoinette, indem sie ihm mit glücklichem Lächeln in die Augen sah, „Sie sehen mich hoch erfreut hierüber. Für eine Frau ist es ja das höchste, das einzige Glück, die Zuneigung ihres Gatten zu besitzen. Darf ich hoffen, diese erlangen zu haben?“

„Sie haben mein Herz, mein ganzes Herz errungen, dessen erste und einzige Liebe Sie sind und für alle Zeiten bleiben werden!“

Mit diesen Worten legte der König den Arm seiner Gemahlin in den seinigen und führte sie durch die Reihen der erstaunten Herren und Damen seines Hofes nach dem langen, vor dem Saale gelegenen Korridor. Weiterhin begab er sich mit ihr über die hölzerne Brücke, die zu jener Zeit noch die beiden im Park von Versailles gelegenen Lustschlösser Klein- und Groß-Trianon verband, nach den prächtigen königlichen Privatgemächern des letztgenannten Schlosses.

Eine der ersten Handlungen Marie Antoinettes, nachdem sie das erhoffte Glück in der Liebe ihres Gemahls gefunden hatte, war die Erfüllung ihres Gelübnisses, indem sie das Glück der beiden Auvergnahten, des Schusters Razou und seiner Base, begründete. Sie ließ beide zu sich berufen und handigte jedem von ihnen als Morgengabe zu ihrer Vermählung die Summe von hundert Louisdor ein. Sie überreichte außerdem dem ehrlichen Schuster, der Mund und Nase aufsperrte vor Verwunderung, als er seine schöne Landsmännin so plötzlich in die Königin verwandelt sah, ein auf Befehl des Königs ausgestelltes Patent, welches ihn zum „Hofschuhmacher und Lieferanten Ihrer Majestät der Königin“ ernannte.

Tief gerührt von der Huld der Königin sanken ihr die beiden jungen Leute zu Füßen und fanden kaum Worte, um ihren Dank auszusprechen. Razou schwankte dabei zwischen Wonne und Wehmut. Mit Thränen im Auge drückte er den Saum des Kleides seiner angebeteten Königin an die Rippen und sprach leise, ungehört von ihr: „T'aimerai toute la vida!“

Razou hielt Wort. Als vierzehn Jahre später die Revolution ausbrach und nacheinander die für den König und seine Familie so schrecklichen Ereignisse folgten: Die Erstürmung des Versailler Schlosses, die verheerende Flucht der königlichen Familie, der Angriff auf die Tuileries und endlich die Gefangennahme der gesamten königlichen Familie, da suchte der Hofschuster Razou sie im geheimen mit Hilfe eines Bundes von Gefinnungsgenossen zu befreien. Aber sein Mühen war umsonst.

Razou selbst hatte sich verdächtig gemacht. Er wurde ergriffen und zum Tode verurteilt. Wie durch ein Wunder gelang es ihm jedoch, am Vorabend des zu seiner Hinrichtung bestimmten Tages seinem Gefängnisse zu entfliehen und in die Berge seiner Heimat zu entkommen. Hier lebte er während der Zeit der Schreckensherrschaft an einem nur seinem treuen Weibe bekannten Orte auf der höchsten Alpe des Pays de Saône verborgen und in Sicherheit. Als aber das Haupt Ludwigs XVI. von Henkershand gefallen und nacheinander die letzten Anhänger des Königtums unter der Guillotine verblutet waren, da ahnte der treue Auvergnahter, daß nun auch seiner angebeteten Königin der blutige Tod auf dem Schafott drohe. Aller Bitten der Blutigen ungeachtet, verließ er deshalb Anfangs Oktober 1793 seinen Schlupfwinkel und wanderte nach

Paris, um einen abermaligen Versuch zur Befreiung und Rettung Marie Antoinettes zu wagen. Er hatte zu diesem Zwecke die Summe von hundert Louisdor in seine Kleider eingenaht, denn Gold — so hoffte er — sollte ihm den Kerker der Königin öffnen. Aber er kam schon zu spät. Am Morgen des 16. Oktober — am Tage der Hinrichtung der unglücklichen Königin — traf er in Paris ein und begegnete zu seinem Entsetzen dem Karren, auf dem die „Witwe Capet“ in einem weißen, zerrissenen Bettkittel, mit auf den Rücken gebundenen Händen zum Blutgerüst gefahren wurde. Verzweifelt drängte sich Razou durch die Menge und erhob jammernd seine Hände zu der ruhig dem Tod als ersehntem Befreier von ihren unendlichen Leiden entgegenblickenden Fürstin.

„O meine Königin, meine geliebte, unglückliche Königin!“ rief er ihr zu.

Es waren seine letzten Worte. Kaum waren sie gesprochen, so traf ein Beilhieb seinen Kopf, der ihn betäubt und blutüberströmt zur Erde warf. Aber zwanzig Arme rissen ihn alsbald wieder empor, und unter jubelndem Beifallsgeheul des Pöbels ward er, der so unvorsichtig seine Königsstreu bekundet hatte, in die vorüberfliehende Seine gestürzt.

Wenige Tage später warf der Fluß die Leiche des treuen Auvergnahten ans Ufer. Die Fischer, welche sie fanden, teilten sich in die reiche Beute der Goldstücke, die in den Kleidern gefunden wurden. Auf der Brust des Leichnams aber fand man unter einem Medaillonbild der Königin eingnäht die Buchstaben: „T. T. L. V.“

Aus dem Pfandamt.

Erinnerungen eines Schachmeisters.

Von

Martin Flich.

II.

Nepper.

Alles reelle, gute Ware ... Wir sind augenblicklich in Verlegenheit, und lieber zahlen wir etwas mehr Zinsen und helfen uns selbst und pumpen nicht andre Leute an und lassen uns nicht in die Karten sehen, und ich bin ein reeller Mann ...

Das kleine, quacksilberne Männchen mit dem viel zu stark geratenen, fahlgelbten Kopf, aus dem zwei listige Augen mich freundlich anzublicken, packte während dieses Redestroms aus ihm nachgetragenen Körben und Kisten ein wohl assortiertes Lager von allerlei Stoffen auf den Tisch.

„Das meiste stammt von der letzten Frankfurter Messe,“ schwatzte er weiter, indem er mir behilflich war, beim Prüfen der Ware die Stücke zu drehen und wenden.

„Lassen Sie nur,“ wehrte ich ihn ab, „ich muß mich schon nach gewohnter Weise überzeugen.“

Das unheimliche Mundwerk stand nicht still.

„Und alles gute, gediegene Aachener Tuche, und die Fabrikationszeichnung steht auf den Etiketts, und leihen Sie so viel wie's geht, Herr Schachmeister.“

Wieder fuhren die langen, gelenkigen Finger des kleinen, fixen Männleins dazwischen, als ich mich anschickte, ein Warenstück zu öffnen.

Der Mann hatte recht. Meterzahl der Tuche und Leinwand stimmten mit der an ihnen befestigten Angabe.

Nach Meter oder Yard (Stab) gefaltet, braucht man Originalstücke, wie die Fabriken sie liefern, nicht auseinander zu nehmen, um sie zu messen ... nur die genau übereinander liegenden Stofflagen zu zählen, nachdem die Länge der obersten am Maßstod festgestellt worden ist. Von dieser Erleichterung macht jeder gern Gebrauch. Bisweilen öffnet man ein Warenstück, um etwaige Fehler in der Herstellung herauszufinden. Zu solcher Maßregel wollte ich bei einem Tuchstück schreiten, doch die stinken Finger des Kleinen falteten, wie zufällig, den von mir schon geöffneten Stoff schnell zusammen, schoben ihn zur Seite und das nächstliegende Stück vor mich hin.

„Etwas ist hier nicht in Ordnung ... der Mann und sein Pfand sind verdächtig,“ durchblickte es mich bei der Art, mit mir zu verhandeln — „aufgepaßt!“

Das vor mir befindliche Stück beförderte ich jetzt auf einen hinter mir stehenden kleineren Tisch und lehrte mich von dem Schwächer ab. Mein geübter Blick bestätigte sofort die Vermutung, legte den Schwindel bloß. Nur die beiden obersten, nach Yards geordneten Lagen zeigten ein teures, englisches Fabrikat, hieran aber waren minderwertige Abfallreste genäht, wie sie nach dem Zuschneiden von Anzügen in Schneiderwerkstätten übrig zu bleiben pflegen.

Ein schönes Geschäft hätte dies werden können, nur nicht für mich, dachte ich bei mir und nahm mir vor, den gediegenen Gauner nichts merken zu lassen, um den gesamten Schwindel kennen zu lernen.

„Und, Herr Schachmeister, bringen Sie mir meine

*) Englisches Maß (1 Yard = 0,914 Meter).



Der Tod Iwans des Grausamen. Nach dem Gemälde von A. I. Makowski.

reelle Ware nicht aus der Lage, und sie fällt sich so schwer wieder zusammen, und sie verkauft sich dann so schwer!" jammerte der Betrüger mit bösem Gewissen. Er schien vorbereitet, daß ich die Gaunerei bemerken würde. Er atmete erleichtert, als ich mich wieder zu ihm wendete und die Ware lobte. Ich fand heraus, daß die Weinwand ebenso hergerichtet war — die obersten Lagen feinste Qualität mit angehefteter Schundware. Welche Zeit und Mühe hatte der Spitzhube aufgewendet, um die Stoffe so täuschend darzustellen! Die Nähte der aneinander gefügten Reste waren auf das sorgfältigste gerichtet und ausgeführt, um Verdacht fernzuhalten. Darauf geeichte, obfure Werkstätten stellten bis vor kurzem Tuche her, die an der äußeren Schauffeite eine dünne Decklage feinsten Wollens besaßen, an welche, um die Stärke zu vervollkommen, eine Lage viel geringwertigerer Wolle angefügt wurde; ebenso hatte man Weinwand unter das Publikum gebracht, deren Schwere und Wert durch eine besonders starke Appreturmasse künstlich erhöht war, so daß letztere schon durch Reiben mit dem Finger leicht entfernt werden konnte. Nicht nur behördliche und private Pfandleiher wurden während geraumer Zeit durch solche, "Repper" genannte Pfandgeber betrogen, auch kleine, mittelmäßig situierte Leute, die bei Hausierern mit Vorliebe kauften, durch diese Gaunersippe hineingelegt. Erst die geringe Haltbarkeit der zu Kleidungsstücken und Wäsche verarbeiteten Tuche und Weinwand, welche letztere, nachdem sie gewaschen, die glänzende Appretur verloren hatte und das lose Gewebe aufwies, belehrte die Käufer, wie schändlich sie ausbeutet worden waren. Der an das Tageslicht gezogene Schwindel wirkte nicht mehr, die Repper erkannten andre Schliche. Der vorliegende, gegen das Amt gerichtete konnte das Erstgeburtsrecht beanspruchen. Den Galunken, der mir heute zu Leibe ging, mußte ich in meinem Interesse möglichst genau studieren, ihn noch als Sieger behandeln, denn meine Entdeckungen bildeten Warnungstafeln für die Zukunft. Der mir nun so werthe Kunde schien, je länger meine Blicke auf ihm weilten, mir kein Unbekannter zu sein — Strecher, der Kolldieb, der die Paden von den Frachtwagen stahl und deren Inhalt einst bei uns und anderwärts unterbrachte, bevor die Wagenführer den Diebstahl bemerkten? Nachher wurde er "schwerer Junge" (Einbrecher). Seit ungefähr zehn Jahren hatte ich nichts von ihm gemerkt. Aber sein dunkler Krauskopf, der üppige Haarwuchs fehlten. Strecher war es nicht. Und nun sann ich wieder. Strecher war zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt worden, seine Strafzeit konnte kürzlich erst abgelaufen sein — das üppige Kraushaar war unter dem Schnitt des Gefangenenschereers geblieben. Also doch Strecher!

Alle Hochachtung vor diesem Gaunerprofessor. Ich war ihm nicht böse. Solche Streiche pariert der Schatzmeister gern, sie erhalten ihn frisch, er bleibt wachsam wie der Polizist dem Strolch gegenüber.

"Das wird ein ganz hübscher Posten Geld," sprach ich jetzt, "so gegen tausend Mark wird's machen." Und mein prüfender Blick überschlug berechnend die Schwindelballen. Ich fixierte heimlich das erststrahlende Gesicht meines Gegenübers. Er antwortete:

"Ich bin ein gebiegender reeller Mann, und ich bin aus ***stadt, und nur etwas in Rot, und meine Frau kommt noch mit Gold- und Silbersachen, und in ***stadt wollten wir uns nichts borgen, und das fällt in der kleinen Stadt so auf."

"Mit Goldsachen handeln Sie auch?" unterbrach ich den Wortschwall.

"Ein tüchtiger Kaufmann muß in der kleinen Stadt viele Artikel führen, und ich und meine Frau quälen uns redlich, und da kommt sie schon."

Dies "und — und" ließ mir schließlich keinen Zweifel: Strecher, wie er lebt und spricht!

Eine nett gekleidete, niedliche Frau, ungefähr einige dreißig Jahre alt, etwas jünger als der Gatte, öffnete eilig eine Holzkiste, der sie Uhren, Ketten, Goldschmuck und viele silberne Vöfel entnahm — alles tabellos und rell. Mit dieser, in allen ihren Teilen offen liegenden Ware kann der Kenner nicht betrogen werden. Goldene, silberne Schmucksachen und Geräte müssen jetzt den geschäftlich vorgeschriebenen Regierungstempel tragen, welcher besagt, wieviel Tausendstel Teile Edelmetall der Gegenstand enthält. Derjenige, welcher mit unrichtigem Stempel versehene Ware in den Verkehr bringt, muß gewärtig sein, daß man ihn verhaften läßt. Gold und Uhren, auch die silbernen Vöfel zeigten an den Stielen das Regierungszeichen. Gerade wollte ich dem alten Bekannten den Schwindel zu Gemüte führen, als die Kelle eines silbernen Vöffels zufällig auf einen Tropfen Scheidewasser, welches zur Goldprobe gebraucht wird, geriet. Das Metall oxydierte — nicht in silberweißlichem Gemisch, sondern schmutzgrün wie Neusilber. Der auffallend dünn gearbeitete Vöffelstiel bestand aus Silber, die viermal so starke, seine Fortsetzung bildende Kelle aus Neusilber. So waren sämtliche zehn Duzend Vöfel beschaffen. Edelmetall wird nach dem Gewicht befohlen. Hätte ich die Vöfel als silberne behandelt, so wäre ich das Opfer des Betrügers geworden.

Jetzt wandte sich der Spieß; der kleine, schlaue Mann war hineingefallen, ich hatte die Pflicht, ihn festzunehmen zu lassen.

Für den Warenschwindel konnte man ihm nichts anhaben, trotz der zu Tage tretenden Absicht. Jeder Staatsbürger hat aufzupassen, wenn er etwas erwerben will und selbst ein Gebot macht. Zweitausend Mark bot ich ihm anscheinend für das gesamte Pfand. Als Ausweis zeigte er mir einen auf andern Namen lautenden Paß. Ich gab ihm die Anweisung auf die Kasse.

"Und bitte, lassen Sie mich schnell abfertigen, und ich habe nämlich einen Wechsel bei der Reichsbank einzulösen," flüsterte er mir zu, bevor er zum Kassierer trat.

"Das glaub' ich," dachte ich, "mit dem Gelde so schnell wie möglich hinaus."

An der Thür gab mir ein herbeigerufener Geheimpolizist einen Wink, im Hintergrund wartete noch einer. Gleich zwei Mann! Ich hatte melden lassen, welcher Vogel auf den Reim gegangen war. Die Beamten kannten ihren Pappenheimer und sahen sich vor.

Noch einmal winkte ich Strecher zu mir.

"Strecher, wir haben schon manches Geschäft gemacht —"

Er unterbrach mich, erblickend: "Wie kommen Sie auf den Namen — Sie verwechseln mich."

Er erkannte den Beamten, sein Plan war fertig. Er faßte in die Seitentasche seines Paletots. Ein Anlauf, und dem Polizeimann eine Handvoll Schnupftabak, der sein Ziel fast ganz verfehlte, nach den Augen geworfen, war das Werk von Sekunden.

Aber auf den zweiten Polizisten war der gewandte kleine Kerl nicht vorbereitet; er fiel über dessen vorgestrecktes Bein. Ehe er sich erheben konnte, lag er in Handseffeln.

"Schüler, Sohnmann — was bist du für'n nettes Frauchen," sprach der andre Polizeimann, der sich vom Tabakswurf gleich erholt und Strechers Begleiterin in Schach gehalten hatte, "wir haben noch 'ne Kleinigkeit auf dem Kerbholz; so'n paar Jährchen wohnt Ihr wieder auf Staatskosten."

Er nahm der sich gar nicht sträubenden Frau Hut und Haartour vom Kopf, und Paul Schüler, professioneller Taschendieb, verwandelte sich wieder in einen nicht minder adrett aussehenden jungen Mann.

"Von wegen ein paar Jährchen seien Sie nur still, Herr Wachtmeister; sechs Wochen hab' ich bloß noch abzumachen, — an dieser Sache bin ich unschuldig —"

"Sie und unschuldig, Frauchen," lachte der Beamte. "so was jiebt's ja gar nicht!"

Bilder aus der Schweiz.

(Bilder S. 104.)

Das Schloß in Frauenfeld. Wohl eines der merkwürdigsten Baubauwerke der mittelalterlichen Baukunst besitzt die Metropole des Kantons Thurgau, das freundliche Frauenfeld, in ihrem Schloßthurm. Älter als die ersten Anfänge der Stadt, ist dessen Entstehung in das Kleid der Sage gehüllt. Nach dieser verliebte sich ein Ritter von Seen ohne Wissen des Vaters seiner Geliebten in eine Grafentochter von Kyburg. Dem Jörn ihres Vaters, dem das Liebesverhältnis verraten wurde, entfliehend, stellte sich die liebreizende Jungfrau unter den Schutz des Abtes von Reichenau, mit dessen Hilfe sie für sich und ihren Geliebten den festen Turm bauen ließ. Aus dieser Sage läßt sich vielleicht das Stadtwappen Frauenfelds herleiten, das einen aufrechten roten Löwen, welcher von einer Frau an einer Kette gehalten wird, enthält.

Wahrscheinlich klingt die Gründungsgeschichte des Turmes, wie sie Dr. Pupillofer in seiner Geschichte der Stadt Frauenfeld darstellt. Nach dieser wäre der Turm auch vom Abt von Reichenau, dessen Stift in Italien viele Lehen besaß, durch einen italienischen Baumeister nach Vorbild der dortigen normannischen Wachtürme erbaut worden, um hier eine Zufluchtsstätte für seine Hörigen in Erchingen zu besitzen. Am Turm selber findet sich weder eine Jahreszahl noch eine Inschrift, noch ein sonstiges Merkmal, aus dem man mit Sicherheit einen Schluss auf die Entstehung des Turmes ziehen könnte.

Der Bau erhebt sich auf einem Molassefelsen, etwa 18 Meter über dem Flußbette der Murg, das ganze Gelände bis zu den dunkeln Höhen des Schwarzwaldes beherrschend. Als der Thurgau noch Unterthanenland der Eidgenossen war, wurde das Schloß von den Landvögten bewohnt, welche Steuern und Abgaben einzuziehen und Recht zu sprechen hatten. Nachdem der Thurgau mit dem Untergang der alten Eidgenossenschaft (1798) selbständig geworden, ging das Schloß in den Besitz des Staates über. Heute ist es Privateigentum. Immergrüne Ephemere bedecken zum Teil das schwarze Gemäuer, und wenn ihre Blätter des Abendwinds Gefolge streift, dann ist es, als raunte sie sich die Liebesgeschichte der Kyburger Grafentochter zu: das alte Lied von der Liebe Leid.

Der Markt in Bern. Bei allen Städtegründungen war die Anlage eines Marktes ein Hauptzweck derselben. Nach alter Sitte erhob sich auf der Mitte desselben ein hölzernes oder steinernes Kreuz (Kreuzgasse), zum Zeichen, daß in der Stadt der Marktfriede gelte. Hier, beim Wahrzeichen des Friedens und der Gerechtigkeit, wurden die öffentlichen Gerichtsverhandlungen abgehalten, wurden

Verbrecher hingerichtet oder an den Pranger gestellt, versammelte sich die wehrhafte Mannschaft um das Banner, wenn es galt, gegen die Feinde der Jähringerstadt auszugehen. Nach dem Plane der Stadt Bern vom Jahre 1583 war da, wo heute der Markt abgehalten wird, der Bärenzwinger, darum heißt der Platz, wo von 1513 bis 1763 die "Mugen" ihr possierliches Spiel trieben, heute noch die Bärenplatz. Schon im Jahre 1746 wurde im Rate die Frage aufgeworfen, ob nicht der Bärengraben aufzuheben oder an eine andre Stelle zu verlegen sei; allein erst am 5. Juli 1763 entschied sich der Große Rat für Beibehaltung der Bären und Verlegung des Zwingers. Der gewonnene Platz diente von da an den Wochen- und Viehmärkten. Der Fremde, welcher nicht bloß die Gebäude, Denkmäler und Sammlungen der originellsten Stadt der Schweiz zu besichtigen gewillt ist, der auch das Landvolk und die Produkte seiner Arbeit kennen lernen will, thut gut, wenn er in der Morgenfrühe eines Markttages einen Gang durch die Stadt unternimmt. Von allen Seiten, zu Fuß, per Bahn und auf den Berner "Wägeli" eilt das Landvolk der Stadt zu, um den Segen seiner Gärten, Felder, Ställe und Sennereien vor den Stadtleuten auszubringen. In Körben und Säcken liegen Gemüse, Obst und Blumen zu ebener Erde. Nur die schweren, wagenradgroßen Käse, die geräucherten Speckseiten, Schinken und sonstigen Fleischwaren liegen fein säubertlich auf Ständen. Mitten über den breiten Platz hin stellen sich die Gemüsehändlerinnen in einer Parallele auf, so daß den lustigen Frauen und Mädchen ein breiter Weg offen bleibt. An den Hauptmarkttagen, besonders im Spätherbst, geht's hoch her. Da kommen die Dorfschönen mit ihren steifen, weißgeglätteten "Schittelbrüsti" und ihren langen silbernen Ketten daher, und das ewig Weibliche zieht auch die stämmigen Bernerburschen an, die sich an einem solchen Tage nichts reuen lassen. Es wird getanzt, gejoelt, getrunken und gegessen, und manch einer ertanzte sich da einen Schatz fürs ganze Leben.

Das Castello Grande in Bellinzona. Bellinzona, die Hauptstadt des Kantons Tessin, ist buchstäblich das Thor des Rivieraethales. Zwischen zwei Felsen gelegen, schließt sie den Ausgang des Vivinethales vollkommen ab. Als Schlüssel zu den drei Welschlandstraßen, welche hier vom Gotthard, vom Lukmanier und Bernharden her zusammentreffen, hat die Stadt von alters her als eines der wichtigsten strategischen Vorwerke der Lombardei gegolten, und auch heute noch wird ihre Bedeutung im Kriegsfall keineswegs unterschätzt. Bellinzonas Anfänge reichen in römische Zeit zurück. Daß die Stadt schon 977 befestigt war, geht aus einer Bestätigungsurkunde Kaiser Ottos II. hervor, in welcher von einer porta (Thor) die Rede ist. Nach wechselvollen Schicksalen bestanden am 12. April 1500 die Urner Bellinzona, und am 10. April 1503 wird die Stadt durch den Vertrag von Arona von Ludwig XII. an Uri, Schwyz und Unterwalden abgetreten und von den Eidgenossen bleibend besetzt. Damals erhoben sich auf der Ostseite am steilen Felsabhange des Jorioberges zwei feste Schlösser, die nun zerfallen sind und die, wie das Castello Grande, nach den Urantonen, die hier regierten, genannt wurden. Von beiden Höhen, welche das Thal einengen, sogen sich hohe, starke Mauern, die sich teilweise bis heute erhalten haben, bis an den Tessin hinab, so daß, wenn die Stadt ihre Thore schloß, das ganze Thal abgeperrt war. Wann das Castell Grande, später Castell Uri genannt, erbaut worden ist, läßt sich historisch nicht genau nachweisen. Der kleine Turm soll 1405 unter Graf Albert von Sax entstanden sein. Im Laufe der Zeit zerfiel das Schloß immer mehr, 1881 wurde es zum kantonalen Zeughaus umgewandelt, so daß von dem alten Bau wenig mehr übrig blieb als die Ringmauern, die Thore und Türme. Dafür entschädigt uns auf dieser Felsenhöhe eine prächtige Aussicht in die weite Thalebene und auf die üppigen Gärten der Stadt, in denen Lorbeer, Magnolien und glühend rote Granatblüten uns daran erinnern, daß wir hier an der Pforte des Landes sind, drin "laue Luft vom blauen Himmel weht, die Myrte still und stolz der Lorbeer steht".

Das "End' der Welt" im Horbisthal bei Engelberg. Engelberg, seit 1898 durch eine elektrische Eisenbahn mit Stansstad verbunden, liegt in lieblichem Wiesengrunde, abgeschlossen von der lärmenden Welt durch einen majestätischen Alpenkreis. Während Jäsi in seiner schweizerischen Staats- und Erdbeschreibung vom Jahre 1770 von Engelberg schreibt: "Was findet man da? Nichts als scheußliche Berge, zwischen denselben ein schönes Kloster, aber ein schlechtes Dorf," so hören wir hundert Jahre später Kleiner sagen: "Wer zum erstenmal den Fuß in diesen stillen Winkel des schweizerischen Hochgebirges setzt, der glaubt, das Wunderland der Poesie zu betreten." Wir geben ihm recht, denn zu der herrlichen Lage, der herzstärkenden Hochluft gefellen sich Spaziergänge voller Schönheit und Poesie. Zu den beliebtesten, leichtesten und schönsten gehört derjenige aus "Ende der Welt". Hinter dem Kloster schwenken wir links in das weidenreiche Horbisthal ab, wandern bald im Waldschatten, bald durch weiche, duftende Matten, hie und da an sonnengebräunten Gärten vorbei, immer sanft aufwärts. Ginein in "der Berge dunkelschattige Wand" führt der Fußpfad, bis uns die jählen Felsen mit ihren grauen Trümmern halben zu Füßen Halt gebieten. Wir stehen am "End' der Welt", in einem Felsentessel, gebildet von den fähnen Rigidalsböden und den himmelanstrebenden Häuptern des Weisstocks und des Gemispiels. Mitten in dieser trauten Berggemeinschaft, in welcher der Mensch den Frieden und die Ruhe seiner müdegehtzen Seele wiederfindet, steht eine schlichte Kapelle, in der die umherwohnenden Hirten den Segen auf Vieh und Alp ersehen. Auf dem Rückwege leuchtet uns der alte Titlis, über dessen weißen Scheitel die Abendsonne den Rosenhauch ewiger Jugend wirft.

Der Mückenbock.

Eine Wald- und Jagdnovelle

von

Billy Lind.

Mit Originalzeichnungen von Adolf Wals.

(Schluß.)

Der nächste Morgen fand dann Einsiedel wieder auf dem Posten. Er hatte sich noch in den Nachtstunden bis zu den Schwarzbruchwiesen fahren lassen und wartete jetzt auf das Erwachen des Morgens.

Die Natur redete wieder ihre gewaltige, großartige Sprache, die er immer mehr verstehen lernte. Auch waren in den Morgenstunden die Mücken nicht so blutsaugerisch, wiewohl er immer noch sehr unter ihren Stichen zu leiden hatte.

Die Sonne stieg über die Fichtenwand empor, die Nebel zerflatterten vor ihren Strahlen, und das gestrige Bild, in der Morgenbeleuchtung nur noch tausendmal schöner, lag wieder vor ihm. Und an derselben Stelle wie gestern leuchtete das rote Kleid des Rehbocks herüber. Aber kaum hatte sich Einsiedel hundert Schritte herangebirgt, da warf er den Windfang hoch, äugte scharf zu dem Jäger herüber, ob schon dieser besten Wind hatte, äste einen Augenblick, warf den Kopf wieder hoch und setzte dann in eiligen Fluchten über die Wiese dem nahen Erlensbestande zu.

„Na, das kann ja hübsch werden,“ murmelte der Jäger zu sich selbst, „für heute ist die Sache wieder verblasen.“

Er hängte die Büchse über die Schulter und trat mißmutig den Heimweg an. Aber der glühende Sommermorgen mit seinen tausendfachen Reizen bannte allmählich den Aerger über den Mißerfolg, und als er in



Gesellschaft seiner Gastgeber das Frühstück nahm, erging er sich bereits wieder in poetischen Ergüssen über die vielen Schönheiten, die die Frühbirche ihm gewährt. Am Nachmittage ritt er natürlich wieder nach Haselau.

Hilde, die bereits auf ihn gewartet und ihn kommen gehört hatte, empfing ihn lebhaft auf dem Gutshof.

„Den Bock wieder nicht? Na, schadet nichts, Herr Leutnant, wenn Sie nur aus der Mückenschlacht heil wiedergekehrt sind!“

„Das bin ich leider nicht, ich trage tausendfachen Schmerz.“

Er beugte seinen Nacken, auf dem die Beulen bei seiner empfindlichen Haut ungewöhnlich groß aufgelaufen waren.

„Mein armer Baron,“ rief Hilde bedauernd, „und halb trage ich an Ihrem Mißgeschick die Schuld.“

Dann lief sie hurtig davon und kehrte mit einem Flacon Salmialgeist wieder und betupfte ihm eigenhändig die vielen wunden Stellen.

Das ließ er sich gern gefallen und hielt still wie ein Rater, dem man den Kopf kraut.

Hilde mußte wohl ein ähnlicher Gedanke gekommen sein.

„Jetzt fehlt nur noch, daß Sie schnurren!“ rief sie lustig.

Beide hoben den Kopf und sahen sich in die Augen, in denen es vor Uebermut blühte. Am liebsten hätte Einsiedel den ihren zwischen seine beiden Hände genommen und nach Herzenslust abgetupft. Aber das ging nicht an.

„Komisch,“ dachte er bei sich, „daß dieses wilde Mädel so viel Herz hat.“

Und dann ließ er seine Gedanken laut werden: „Wissen Sie, gnädiges Fräulein, daß ich Ihnen ein so gutes Herz, das Sie bei mir Samariterdienste üben läßt, gar nicht zugetraut hätte!“

„Ach, Sie meinen, weil ich auf meine Art reite und auf die Jagd gehe und vielleicht auch etwas anders spreche, als es in den Salons Mode ist, daß ich deshalb nur an Tierquälerei und Menschenchinderei Gefallen finden könnte. Ganz so verroht ist mein Herz denn doch nicht. Ich werde jetzt sogar mein Samariterwerk krönen und Ihnen noch einen Mückenschleier anfertigen.“

Wieder lief sie ins Haus und brachte einen ganzen Berg Keitschleier herbei.

Während sie diese zusammennähte, erklärte sie ihm, daß sie für ihre Person auf den Schutz eines Mückenschleiers verzichten müsse, weil sie die Hitze darunter nicht ertragen könne, daß es für ihn aber gar kein andres Mittel gäbe, wenn anders er zum Ziele kommen wolle.

„Uebrigens, Herr Baron, wenn Sie den Bock doch noch erlegen sollten, welche Gnade werden Sie sich dann von mir erbitten?“

Er lag zu ihren Füßen, lang im Grase ausgestreckt, und versuchte einen Blick von ihr zu erhaschen. Er wußte nicht, was er mit dieser Frage anfangen sollte; aber sie wich ihm geschickt aus.

„Vielleicht,“ sagte er dann langsam, „daß Sie nicht mehr auf die Jagd gehen, daß Sie reiten wie andre Damen auch und daß — ja, daß Sie überhaupt etwas damenhafter werden.“

„Wissen Sie, Baron, Sie sind frech.“

„Verzeihung, das wollte ich nicht sein. Aber im Ernst, Gräfin, ich halte Sie für ein durch und durch gutes, warm empfindendes Mädchen und verstehe da nicht, wie Sie als ein solches Mädchen, dem doch Gott einen ganz andern Wirkungskreis zugewiesen hat, Gefallen daran finden können, einem lebenden Wesen den Tod zu geben. Das Reh ist doch ein so zierliches Geschöpf und vermag mit seinen braunen Lichtern einen so liebevoll anzuschauen, daß meine ich, dem Herzen eines Mädchens alle andern Gedanken eher als Mordgedanken kommen müßten.“

Hilde war plötzlich ganz ernst geworden. Und indem sie dem Sprecher die Hand reichte, entgegnete sie schlicht:

„Vielleicht haben Sie recht, Herr Baron, ich will mir die Sache überlegen.“

Eine Pause trat in ihrer Unterhaltung ein; diese letzte Wendung ihres Gesprächs beschäftigte sie beide in ihrem Innern fort.

Dann war Hilde mit ihrem Kunstwerk fertig; es sah allerdings sehr eigentümlich aus und verriet deutlich, daß Hilde die starke Seite der Verfertigerin nicht war. Einsiedel mußte es sich gleich um den Hut legen, und Hilde versicherte ihm nochmals, daß er jetzt allen Gefahren trohen könne.

Er dankte ihr warm, und damit war der alte, lustige Ton zwischen ihnen wieder hergestellt.

Bei einem glücklichen Ausgang der Schlacht,“ sagte er, „werde ich dieses teure Kleinod ewig auf meinem Herzen tragen, da ich es ja leider nicht an meiner Helmkappe befestigen darf, wie weiland die Ritter des „Minne“-Alters.“

Sie sollten es auf den Versuch ankommen lassen, Herr Leutnant! Ihr Rittmeister oder Oberst kann doch unmöglich gegen den Favor Ihrer Dame etwas einzuwenden haben; das hieße ja gegen den den Damen schuldigen Respekt verstoßen.“

„Ich fürchte, sie stoßen — verstoßen, wollte ich sagen.“

Und wieder lachten sie sich in blickendem Uebermut an.

Graf Papart war von den Feldern heimgekommen und trat jetzt auch in den Garten, den Gast zu begrüßen.

„Nun,“ sagte er, nachdem das Händeschütteln vorüber war, „melden Sie Sieg? Nicht! Na, schadet nichts!“

„Das hat Ihr Fräulein Tochter auch schon gesagt, Herr Graf.“

„So, so — es scheint ihr sonach gar nicht so sehr

darum zu thun zu sein, ihren Sieg auszunutzen. — Hilde?“

„Vater?“

Sie sahen sich beide lachend in die Augen.

„Na, Mädel, verteidige dich!“

„Ja, sieh, Vater, man muß dem Feind schon die Unkenntnis des Terrains ein wenig zu gute halten,



zumal er sich ja auch gestern aus eigenem Antrieb für überwunden bekannte.“

Alle lachten.

„Aber nun besorge uns etwas zu essen, Mädel,“ sagte dann der Graf, „ich habe einen tüchtigen Hunger, Sie doch auch, Herr Leutnant?“

„Aber sehr, Herr Graf!“

„Na also — marsch!“

Hilde verschwand auf einen Augenblick und ließ das Abendbrot im Garten servieren.

Man war äußerst fidel, Witworte schwirrten hin und her, und Einsiedel und Hilde hielten mit den Augen eine stumme Zwiesprache.

Der Graf toastete auf den Mückenbock, der ihm die Bekanntschaft Einsiedels verschafft habe; und dieser bat, daß ihm Hilde ihre Gnade bewahren möchte, auch wenn der erlegte Bock ihm nicht das Recht gäbe, sie hierum noch besonders zu bitten.

„Welche Gnade?“ fragte der Graf.

„Gnade und Guld im allgemeinen, Herr Graf, die auch Sie jetzt über mir scheinen lassen. Ich bitte Sie, mir diese Guld nicht zu entziehen, auch wenn ich meine Wette verliere.“

„Das sollen Sie haben!“

„Und Sie, mein gnädiges Fräulein?“ fragte er Hilde.

„Auch ich will diese Sonne weiter über Sie scheinen lassen.“

„Gehorsamsten Dank! Ich werde mich bemühen, in diesem vielen Sonnenschein nicht übermütig zu werden.“

„Schluß, Schluß!“

rief der Graf. „An derartige Komplimente ist meine Hilde nicht gewöhnt.“

„Aber ich kann's ja lernen, Papa. Das ist das feine Salongespräch, das Baron Einsiedel bisher an mir vermist hat.“

„So — er soll dir wohl Unterricht darin erteilen?“

„Lieber nicht!“ Sie wehrte mit beiden Händen ab. „Ich werde halt doch sprechen, wie mir der Schnabel gewachsen ist.“

Sie hob die Tafel auf. Und dann begleiteten Vater und Tochter wieder den Gast, diesmal aber nicht zu Pferde. Auch Einsiedel führte daher sein Dänenroß

am Zügel. Es plauderte sich allerliebste so mit der tollen Komtesse, die aber heute gar nichts Tolles an sich hatte.

„Na, hier muß geschieden sein,“ sagte der Graf. Sie schüttelten sich die Hände.





„Weidmannsheil!“ sagte Hilbe.

„Weidmanns-Geheul!“ wiederholte der Graf.

„Weidmannsdank!“ rief Einsiedel zurück.

Er bestieg den Gaul und trabte lustig davon. Ihm war so froh und leicht zu Mut, daß er am liebsten den Pferdekopf vor sich umarmt und geküßt hätte.

Das war ja ein ganz famoseres Mädel! Aber den „Müdenbod“ mußte er nun doch bekommen, nun gerade! In seinem Talisman, den ihm Hilbe eigenhändig gestickt — Stiderei sah allerdings eigentlich etwas anders aus —, konnte es ihm ja auch jetzt gar nicht fehlen.

Aber es fehlte ihm doch an allen Ecken und Enden.

Gleich die nächste Frühbirche war wieder vergeblich gewesen. Den Bod hatte er zwar wieder gesehen, aber der hatte sich salviert, bevor er noch seinen Stand, um ihn anzuschleichen, verlassen hatte. Der Müdenschleier hatte ihm gute Dienste geleistet, aber unerträglich warm war es unter ihm auch gewesen. Und dann schützte er auch nicht die übrigen Körperteile, und die infamen Viecher respektierten weder Ober- noch Unterleibung; ihr feiner Stachel drang durch das lose Gewebe hindurch, daß sein Körper aussehen mußte wie der eines Scharlachkranken. Es war unter diesen fortwährenden Drangsalen nicht möglich, auch nur fünf Minuten auf derselben Stelle stehen zu bleiben. Und wenn der Bod da Lunte roch, dann war es ihm gar nicht übel zu nehmen.

Am Nachmittag holte er sich dann wieder für die erfahrenen Unbilden Trost bei Hilbe. Und ihre Nähe ließ ihn die Schmerzen vergessen. Und als sie sein Mißgeschick bedauerte, verstieg er sich sogar zu der feierlichen Erklärung, daß er um ihre Willen gern stundenlang im tollsten Müdenschwarm ausharren wolle, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken. Es war nur gut, daß sie ihn nicht beim Wort nahm.

Aber so schön diese Nachmittagsbesuche waren, auch sie hatten ihr Mißliches. Die junge Frau seines Freundes merkte den Braten, und vor ihren Redereien konnte er kaum noch bestehen. Und Ruhberg sekundierte nach Kräften.

„Ich schlage vor, mein Junge, du verlegst dein Hauptquartier nach Haselau. Du hast es dann leichter mit der Rapportierleistung.“ sagte er.

„Sie werden Nachmittag nach Haselau hinüberreiten müssen, Herr Baron, Hilbe um Salviafgeist zu bitten, wenn Sie nicht an den Wunden, die sie — ich meine die Müden — Ihnen geschlagen, verbluten wollen.“ sagte sie.

Na, es war schon nicht mehr schön. Und dazu Mißerfolg auf Mißerfolg! Der verurteilte Bod hielt nicht stand. Fast jeden Morgen sah er ihn; aber wenn er sich mühsam auf dem Bauch herangebirgt hatte, von den Müden halb aufgefressen, und nun glaubte, am Ziel zu sein, und langsam den Kopf hob, dann war der Bod verschwunden. Der Rader hatte sich währenddessen wie eine Kacke fortgeschlichen. Es war zum Verzweifeln.

In der Nähe der Schwarzbruchwiesen am Tage zu birschen, wagte er nicht. Er wollte den Bod nicht vergären und hoffte doch immer noch, ihn auf den Wiesen zum Schuß zu bekommen.

Da — es war am vorletzten Tag der ihm gesetzten Frist — reifte ein großer Entschluß in ihm. Er fuhr in die nahe Stadt und kaufte beim Schnittwarenhändler ein festes, seidenes Schleiergewebe und ließ sich daraus einen weiten Saal fertigen, der ihn vom Kopf bis zu den Füßen einhüllte.

Das war der letzte Versuch; mißlang er, dann gab er das Rennen auf, endgültig; und er bat den alten Grafen um Hilbes Hand auch ohne den Bod.

Seinem Freunde sagte er, daß er die Nacht über im Walde bleiben wolle, und er möchte sich um seinetwillen nicht ängstigen.

Schon zeitig stand er des Abends auf den Schwarzbruchwiesen. Er stellte noch einmal den Wechsel genau fest, überfah alle Möglichkeiten, wie und wohin er zu schießen hatte, schlüpfte dann in seinen grasgrünen Riesenschleier und bettete sich mitten auf der Wiese an einem Wacholdergestrauch zur Nachtruhe.

Solange der Geist noch frisch war und die jugend-

liche Spannkraft anhielt, genoß er mit allen Sinnen die friedvolle, abendliche Waldstimmung rings um sich, deren märchenhafter Zauber ihn entzückte. Er hatte in den Mänsbern schon oft genug bivakuiert, in den Bedettenstellungen auch ohne Zelt und dazu noch bei strömendem Regen. Was wollte da die laue Sommer-nacht bedeuten, in der er die Natur förmlich zu trinken vermochte! Er hatte ganz den Eindruck, als wenn sich alle Schönheiten Litauens zusammengethan hätten, um ihn ihre Nacht fühlen zu lassen. Und schön war es wirklich, zauberisch schön!

Und dazu war die Rückenplage unter dieser improvisierten Schutzdecke zu ertragen. Die weit ab-stehenden Falten machten es den Müden unmöglich, mit ihrem Stachel bis zu ihm zu dringen.

Aber der Bod kam nicht. Die volle Mondscheibe hing gerade über dem Wiesenabschnitt und tauchte alles in ein silbernes Licht, vor dem es kein Verbergen gab. Der Bod kam nicht.

So sehr ihn die über die Wiese huschenden silbernen Streiflichter in ihrer Schönheit packten, dies Gefühl, daß vielleicht doch alles vergeblich gewesen war, fing an, ihn zu bedrücken.

Er träumte und träumte und harrete des Bodens wie eines Erlösers, der kommen sollte, ihn von allem Ungemach zu befreien. Er kam nicht.

Dann fielen ihm die Augen zu. Ein leichter Halbschlaf bemächtigte sich seiner, und jetzt schaute er ihn, den er so sehr ersehnt. Er stand vor ihm in seiner ganzen, sieghaften Glorie, den zierlichen Kopf gehoben, und äugte zu ihm herüber. Von seinem prächtigen Hauptschmuck ging ein Leuchten aus, daß der ganze Wald in überirdischem Glanz erstrahlte. Das Herz klopfte ihm zum Zerpringen. Langsam nahm er die Büchse an den Kopf und suchte in haarscharfem Zielen das Blatt. Jetzt war er oben, ein leichter Druck auf den gestochenen Abzug, da — das Gewehr ging nicht los. Und immer wieder und wieder mühte er sich. Vergebens! Der Schuß verließ nicht den Lauf. Eine unfähige Angst überkam ihn; jetzt, seinen Wünschen so nahe, sollte die Erfüllung daran scheitern, daß der infame Schießprügel versagte. Und damit sah er auch all sein Glück entschwinden.

In diesem Schmerz erwachte er. Gott sei Dank, es war nur ein Traum gewesen, das war sein erster Gedanke. Dann, nachdem die Schlaftrunkenheit von ihm gewichen, sah er, daß es bereits heller Morgen war. Die Sonne war zwar noch nicht sichtbar, lag noch hinter dem Wald versteckt, aber sandte bereits ihre Strahlen über die Baumkronen, daß das vom Tau durchnässte Gras auf der Wiese in den prächtigsten Farben aufblühte, als wenn jeder einzelne Halm eine Brillanten-Riviere von großartigstem Feuer trug.

Und — heiliger Brahma! — da stand auch der Bod, seine hundert Gänge von ihm. Er fühlte, wie ihm das Blut jach in den Kopf schoß; und sein Herz schlug so überlaut, daß er von seiner ganzen Person sozusagen nur das Gefühl seines schlagenden Herzens hatte.

Welch ein Anblick! Das Gehörn überragte um Handbreite die Gehöre, und elfenbeinern bligten die Enden zu ihm herüber. Das war das Leuchten gewesen, das er im Traum gesehen. Und eine gleiche Angst wie im Traum packte ihn, daß — er den Bod fehlen könnte. Das hätte er sich nach all den Mühen und nach dem, was auf dem Spiele stand, nimmer verzeihen können.

Er hatte die Büchse an den Kopf genommen, aber wohl drei, viermal setzte er ab. Es schwamm ihm vor den Augen, und die Hände zitterten ihm derart, daß ihm ein genaues Zielen unmöglich war.

Dann endlich ließ er fahren. Das Echo des Schusses brach sich in dem taufrischen Morgen mehrere Male an den Waldmassen, die die Wiese einrahmten, und dann war alles still.

Die Sonne lugte eben über die Fichtenkante und tauchte die Landschaft in goldiges Licht, unbekümmert um das, was geschehen war.

Der Bod war verschwunden. Der Jäger hatte vor Pulverdampf, den ihm der Wind entgegnetrug, ein Zeichen nicht sehen können, und die bittersten Zweifel zerrissen jetzt sein Herz, ob er getroffen — gut getroffen oder gefehlt. Er glaubte, gut abgekommen zu sein; aber was konnte nicht alles in dieser großen Aufregung ihm die Kugel abgelenkt haben?!

Er ging auf den Anschuß und suchte nach Schweiß, lange vergebens; dann endlich fand er an einem Halm einige Tropfen und dann mehr und mehr. Er untersuchte ihn mit Kennermiene; es war heller, schaumiger Lungenschweiß. Ein gutes Zeichen! So gern er über das Resultat völlige Gewißheit gehabt hätte — in dem hohen Grafe war die Fährte, in der der Bod davon-gestürzt, deutlich sichtbar — so wollte er es jetzt doch in nichts verderben.

„Erst krank werden lassen!“ sagte er sich. In dem Gefühl, daß das Ende unmöglich ein schlechtes sein könnte, stürmte er nach Hause. Graf Ruhberg hatte einen vorzüglichen, auf Schweiß geführten Hühnerhund, und der würde es schon machen.

Er erzählte der jungen Gräfin von seinem Weidmannsglück und ließ sich herzlich von ihr gratulieren.

„Sie wissen, Herr Baron.“ sagte sie fein, „das Beste kommt immer zuletzt.“

Graf Ruhberg war bereits auf dem Felde. Aber es half ihm nichts, er mußte diesmal die Schnitter dem Inspektor überlassen und mit Einsiedel und Gasso, dem fuchelhaarigen Hühnerhund, nach den Schwarzbruchwiesen fahren.

Der Hund wurde geschnallt und gab bald Stand-laut. Die beiden Herren folgten der herrlichen Musik, und — da lag der „Müdenbod“.

„Alle Wetter.“ sagte Ruhberg, „solch ein Gehörn hat hier sobald keiner meiner Nachbarn und ich am wenigsten aufzuweisen. Da kann ich dir von Herzen gratulieren.“

Es war in der That eine Perle, selbst für litauische Verhältnisse, ein regelrecht veredetes, schaufelförmiges Zehnergehörn.

Einsiedel legte die Hände an den Mund und stieß dreimal hintereinander den Juchtschrei der Jäger aus, um doch auf eine Weise seine Freude zu bethätigen, da er auf einem Horn sein „Reh tot“ nicht in die Lüste jubeln konnte.

Auf der Nachhausefahrt konnte er sich gar nicht genug thun in übermütigen Scherzen.

„Na, das wird heute ein Rapportstag werden, gelt, mein Alter?“ sagte Ruhberg.

Einsiedel errödete bis über beide Ohren.

„Brauchst nicht rot zu werden, mein Junge, ist ein gutes Mädel, wenn auch ein bißel wild. Doch das legt sich.“

Und am Nachmittag ging es dann mit dem Bod nach Haselau. Die Ahnung von etwas Großem, das jetzt über ihn kommen würde, ließ sein Herz freudiger schlagen, und die ganze Lust, die ganze Welt schien ihm nur von Glück erfüllt.

Als er auf dem Hof den Bod vom Wagen nahm und auf den Boden streckte, daß das dunkle, prächtige Gehörn mit seinen schlohweißen Enden sofort in die Augen fiel, standen sie sich nur beide stumm gegenüber, den Blick ineinander getaucht; und stumm reichte ihm Hilbe, um ihn zu beglückwünschen, die Hand, und stumm gingen sie nebeneinander in den Garten.

Das große, wunderbare Geheimnis der Liebe erfüllte sie so, daß sie unfähig waren, zu sprechen.

„Ich darf mir jetzt eine Gnade von Ihnen erbitten, Hilbe.“ sagte dann Einsiedel leise.

Sie sah zu ihm auf. In ihren Augen schimmerte es von verhaltenem Liebesglück.

„Bitten Sie!“ sagte sie ebenso leise.

„Hilbe.“ rief Einsiedel und ergriff dabei ihre beiden Hände, „ich — ich bitte Sie um Ihre Liebe.“

Sie war purpurrot geworden und sah verwirrt zu Boden.

„Haben Sie mich wirklich gar nicht ein wenig lieb?“

„Sehr!“

„Hilbe!“

„Horst!“

Sie lagen sich in den Armen und kosteten das junge Glück aus, das ja jedes Menschenkind nur einmal erlebt.

Dann gingen sie Arm in Arm durch den Garten in fortwährendem Reden und Scherzen und Küssen.

„Aber Schakerl.“ fragte Einsiedel, „wie hast du meinen Vornamen erfahren? Ich habe ihn dir doch nie gesagt!“

„Von dem, den man liebt, weiß man alles.“

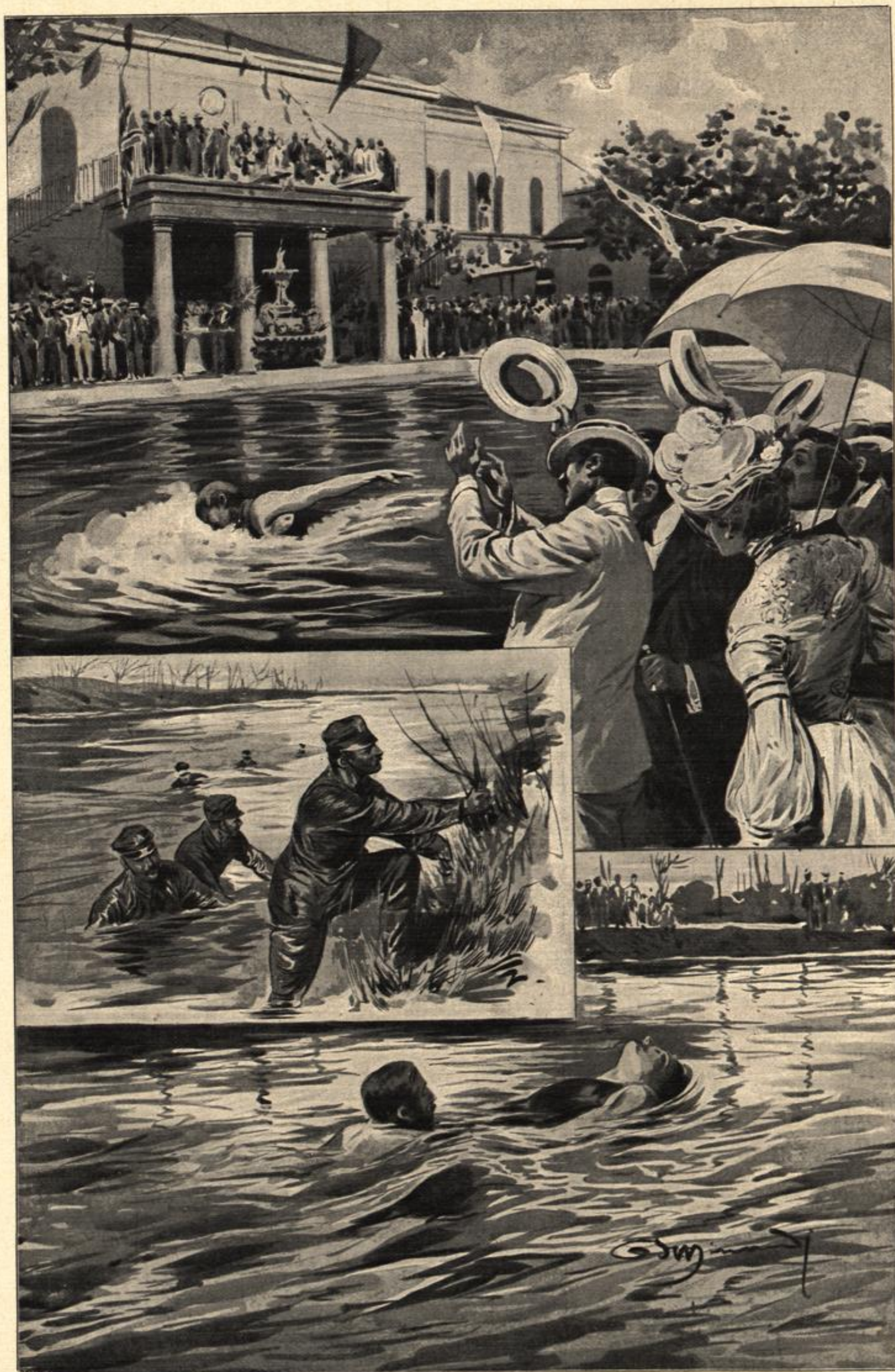
„Alles?“

„Alles!“

Und wieder lagen sie sich in den Armen.

„Aber eigentlich begreife ich nicht.“ sagte Hilbe, „wie du den Mut finden konntest, die tolle Komteß zu





Vorführung von Schwimm- und Tauchexperimenten in Mailand. Zeichnung von H. Minardi.

deiner Frau zu machen. Du hättest doch so vieles an ihr auszusetzen!"

"O, wenn sie auch toll ist, so ist sie doch gut."

"Wirklich?"

"Ganz wirklich!"

"Aber bedenke: das Reiten à l'anglaise, das Jagen im Wald und Schießen und das Sprechen — nicht à l'académie."

"Bah, das thut nur die tolle Komtesse, die Braut des Barons Einfiedel thut das nicht mehr."

"Meinst du?"

"Ja, mein Schatzel, das meine ich."

"Hier meine Hand, daß du recht hast."

"Meine süße Hilde!"

Kurz vor Ablauf des Urlaubs, den Einfiedel von seinem Regiment erhalten, fand in Haselau großes Verlobungsbanquet statt.

Das war eine Lust überall, ein Gläserklingen und Redenhalten! Die helle Freude leuchtete aber auch den beiden Liebenden gar zu sehr aus den Augen.

Als man bereits alles hatte leben lassen, dessen man nur hatte habhaft werden können, da erhob sich zuletzt noch Einfiedel, um eine launige Rede auf den „Müdenbod“ zu halten. Seine drastischen Schilderungen der Vierzehntener in den Müdensümpfen riefen allseitig jubelnde Heiterkeit hervor, und seine feurige Lobeshymne auf das viel geschmähte Ostpreußen im allgemeinen und das entlegene Vitauen im besondern ebenso ein lebhaftes Bravo auf allen Seiten des Hauses. Das Schönste aber war doch, wie er damit das Werden und Wachsen seiner Liebe verknüpfte und schilderte, wie er sich durch den „Müdenbod“ die Braut errang.

„Und so, meine verehrten Damen und Herren,“ schloß er, „fordere ich Sie alle auf, wenn schon dieser edle Rehbod nicht mehr unter den Lebenden weilt, so doch mit mir einzustimmen in den Ruf:

Der „Müdenbod“! Er lebe hoch, hoch und abermals hoch!“



Der Tod Zwans des Grausamen.

(Bild S. 112 u. 113.)

Memento mori! Die letzten Augenblicke eines Gewaltigen dieser Erde treten uns, von Meisterhand gezeichnet, in Silber entgegen und predigen die unerbittliche Lehre von der Vergänglichkeit aller irdischen Macht und Herrlichkeit.

Die historische Ueberlieferung berichtet ausführlich über die letzten Augenblicke Zwans IV. Trotz seiner kräftigen Leibesbeschaffenheit begann der Jar, der erst vierundfünfzig Jahre zählte, im Winter 1583—1584 zu kränkeln. Die Leidenschaften, die seinen Geist durchwühlten, Zorn und Furcht und Ausschweifungen hatten seinen Körper erschöpft. Er neigte zu Wahnvorstellungen und zum Aberglauben, und als er von der roten Treppe des Kremls zwischen dem Turm Zwans des Großen und dem Tempel der Verkündigung des Komets des Jahres 1584 erblickte, brach er schauernd in die Worte aus: „Das ist das Zeichen meines Todes!“ Er zog sich in seine Gemächer zurück und ließ Zeichendeuter und Zauberer aus ganz Rußland nach Moskau berufen und sie täglich über die Bedeutung des Komets befragen. Dabei wurde ihm zusehends schlechter, und er erkrankte endlich gefährlich; vergeblich bemühten sich berühmte Aerzte aus dem Auslande um ihn. Die Sterndeuter aber sagten ihm endlich am 6. März seinen Tod nach zwölf Tagen, also für den 18. März, voraus. Zwan befahl ihnen, zu schweigen und drohte ihnen mit dem Tode auf dem Scheiterhaufen. Aber ihn ergriff doch Zittern und Jagen, und er bestellte sein Haus; er machte sein Testament und ernannte seinen Sohn Feodor, der mit der Schwester des Bojaren Boris Godunow, Irene, vermählt war, zu seinem Nachfolger. Am 17. März fühlte Zwan sich wieder besser, und als die Wendung zum Guten auch am nächsten Tage anhielt, ließ er den Sterndeutern durch seinen Liebling, den Waffmeister Belski, sagen: „Bereitet euch zur Hinrichtung vor, denn ihr habt gelogen; ich sollte heute sterben, fühle mich

aber viel kräftiger.“ Die Wahrsager ließen sich aber nicht einschüchtern und dem Jarzen antworteten: „Der Tag ist noch nicht zu Ende.“ Diese Antwort versetzte Zwan in fürchterliche Wut. Die Aerzte verordneten ein Bad, aber es half wenig: der Wutanfall hatte seinen Zustand arg verschlimmert. Nach dem Bade legte der Jar sich zu Bett, stand aber bald wieder auf, nahm im Sessel Platz und ließ sich ein Schachbrett bringen, um mit Belski zu spielen. Während er die Steine aufstellte, sank er plötzlich in den Sessel zurück und schloß die Augen auf ewig. — So die Geschichte.

Noch einige Worte über den Maler. Konstantin Angorowski, Professor der Portrait- und Historienmalerei an der Akademie St. Petersburg, entstammt einer bekannten russischen Künstlerfamilie. Vater, Bruder und Schwester sind Maler von Ruf. Seine bekanntesten Bilder sind: „Ein Bild der Butterwoche“, „Die Bojarenhochzeit“ (1885 in Amsterdam mit der goldenen Medaille prämiert) und „Die Wahl der Jarenbraut“. Sein Kolossalgemälde: „Die letzten Augenblicke des Jarzen Zwans des Grausamen“ gilt zurzeit als das vornehmste Meisterwerk der nationalen russischen Historienmalerei.

Ein Schwimmfest in Mailand.

(Bild S. 117.)

In Italien erregten jüngst Mitglieder der englischen „Life Saving Society“ (Lebensrettungs-Gesellschaft), die in verschiedenen Städten ihre Meisterchaft im Schwimmen und Tauchen zeigten, allgemeines Aufsehen. Nachdem sie zuerst in Turin, in Genua und Rom Vorstellungen gegeben hatten, kamen sie auch nach Mailand, wo sich drei dortige Schwimmklubs: „Rari nantes“, „Nettuno“ und „Stige“ mit ihnen zur Abhaltung eines großartigen Schwimmfestes im Dianabad vereinigten, dessen Hauptmomente auf unserm Bilde dargestellt sind. Es fand vor einer riesigen Menge von Zuschauern in dem umfangreichen Bassin des Dianabades statt, wo vor etwa zwanzig Jahren auch der berühmte Kapitän Boyton seine Schwimmkunst bewundern ließ. Man pflegt in Italien den Schwimmsport sehr eifrig, und in Ancona befindet sich auch eine Sektion der „Life Saving Society“, die nicht allein Sportzwecke verfolgt, sondern auch systematisch die besten und sichersten Methoden feststellt und übt, Ertrinkenden zu Hilfe zu kommen, um sie dem feuchten Elemente zu entreißen. An dem Schwimmfest beteiligten sich auch Abteilungen der Mailänder Feuerwehr und der Zollwache, von denen manche Rettungsmedaillen trugen. Die englischen Schwimmer bewegten sich im Wasser mit einer Sicherheit, einer Gewandtheit und Ausdauer, die einmütige Bewunderung erregte. Das Großartigste in jeder Beziehung leistete der neunundzwanzigjährige John D. Jarvis, der zweihundert erste Preise besitzt und zweifundfünfzigmal als „Champion“ aus Wettschwimmen hervorgegangen ist. Im vorigen Jahre besiegte er auch in Paris alle Mitbewerber und wurde als „Meisterschwimmer der Welt“ proklamiert. Die englischen Dauerschwimmer liegen im Wasser auf der Seite, indem sie den einen Arm dabei nach vorwärts ausgestreckt halten; diese Methode soll viel weniger ermüden, sie findet auch in Italien vielfache Anwendung. Die Engländer führten die verschiedenen Arten der Lebensrettung vor; sie zeigten, wie man einen Ertrinkenden faßt und ans Ufer bringt; wie man am besten verhütet, daß der mit dem Tode Ringende sich an den Retter anklammert, wodurch dieser oft genug mit ins Verderben gerissen wird; wie man ihn zwingt, sich vielmehr passiv zu verhalten, und endlich, wie man eine Person, die einen Selbstmord zu begehen beabsichtigt und sich zur Wehr setzt, gegen ihren Willen zu retten vermag. Bei dem großen Wettschwimmen trugen Jarvis, F. Austin und zwei Italiener die Preise davon.

Der Mord in der Villa Hobalt.

Kriminalroman

von

Friedrich Thieme.

7.

Es war um die dritte Nachmittagsstunde, als Hobalt den Staatsanwalt verließ. Kaum hatte er die Thür hinter sich geschlossen, so trat Schubert ans Telephon und teilte dem Inspektor Sartorius das Resultat der stattgehabten Unterredung mit.

Selbst der Inspektor, so sehr er über seine Gefühle und das Spiel seiner Gesichtsmuskeln Meister war, ließ einen leisen Ruf der Ueberraschung hören.

„Sie seine Mutter? Und er der Erbe des Vermögens? Wer hätte das gedacht?“

„Halten Sie ihn nun noch für schuldig?“

„Warum nicht? Er hat es nicht gewünscht und ist extra zu dem Zwecke hingereist, sich zehntausend Mark zur Erwerbung eines Geschäfts zu beschaffen. Warum hat er niemand gesagt, was er vorhatte? Wer weiß, er hat vielleicht mit seiner Mutter eine Besprechung gehabt, sie hat ihm das Geld verweigert — das würde auch die Stimmen erklären, die der Briefträger Gumprecht gehört haben will. Auf das Maß des auf ihm ruhenden Verdachts sind die eingetretenen Umstände meines Erachtens ohne Einfluß, wenn sie nicht gar dazu dienen, ihn zu verstärken.“

„Das ist auch meine Anschauung, Herr Inspektor. Noch eins. Haben Sie Recherchen wegen des bei der Leiche gefundenen Messers angestellt?“

„Sehr sorgfältige. Niemand kennt es — dem Hamburger Friede hat es jedenfalls nicht gehört.“

„So dehnen Sie nun Ihre bezüglichen Ermittlungen auf Weringer-Sellemann aus. Haben Sie sonst noch eine Mitteilung für mich?“

„Nein.“

„Dann adieu und Schluß!“

Der Staatsanwalt trat zurück und befahl dem Gerichtsdienner, den Angeklagten Weringer-Sellemann herbeizuholen. „Teilen Sie ihm ja nicht mit, daß wir ihn identifiziert haben,“ warnte er den Boten.

Rudolf, wie wir den jungen Unbekannten nun wohl nennen dürfen, erschien mit düsterer Miene vor seinem Inquisitor. Obwohl er erst seit wenigen Tagen im Gefängnis war, prägte sich der Einfluß der Haft in seiner blassen Gesichtsfarbe, in seinem niedergeschlagenen Wesen aus. Seine Augen hatten ihren natürlichen Glanz verloren. Sein weichliches Gemüt leistete der erschöpfenden Wirkung der Einsamkeit in Verbindung mit den Schrecken seiner Lage keinen Widerstand. Und doch war seine Energie noch nicht ganz erloschen, aber sie wurzelte nicht in der natürlichen Entschlossenheit seines Charakters, sondern mehr in einer romantischen Anlage, in einem durch Schwärmerei genährten Stolz, bei dem die Scham oft die mangelnde Stärke des Charakters verbirgt.

Staatsanwalt Schubert empfing ihn mit der bereits wiederholt vernommenen Frage, ob er sich endlich besonnen habe und nunmehr die Antworten zu geben geneigt sei, welche man bisher vergebens von ihm forderte.

„Nein,“ entgegnete er hartnäckig.

„Nun wohl,“ erklärte der Staatsanwalt fast heftig, „so will ich selbst Ihnen offenbaren, was Sie uns vorenthalten, damit Sie sich überzeugen können, daß Sie nicht auf die Dauer im Stande sind, die Behörde zum Narren zu halten.“

Rudolf Weringer fuhr betroffen zurück.

„Sie sind der Kaufmann Rudolf Weringer genannt Sellemann aus Bittau — Buchhalter im Bankgeschäft von Lauffer und Borrmann daselbst. Stimmt das?“

Der junge Mann schwieg bestürzt.

„Wollen Sie auch jetzt noch leugnen?“

„Nein nein,“ erwiderte er kleinmütig, an der Möglichkeit, sein Infognito zu wahren, verzweifelnd. „Sie haben es erfahren — ich —“

„O, wir wissen weit mehr von Ihnen als Sie selbst. Kennen Sie die Ermordete näher?“

„Es war die Freundin meiner verstorbenen Mutter.“

„Ihre Freundin? Sie irren, Herr Weringer — bereiten Sie sich auf Außerordentliches vor — wissen Sie, wer die Verstorbene war?“

Rudolf erbeute.

„Wer — wer soll sie sonst gewesen sein?“

„Ihre Mutter selbst — sie war in ihrer Jugend in Amerika mit einem Schauspieler Weringer verheiratet —“

„Ich ahnte es, o Gott, ich ahnte es!“ rief der junge Mann erschüttert.

Der Staatsanwalt zögerte einen Augenblick. Er überlegte, ob er weitergehen oder es für diesmal bei seiner Mitteilung bewenden lassen sollte. Doch seine Erfahrung riet ihm, im Interesse seiner höheren Zwecke sein Zartgefühl zu bemeistern und den seelischen Zustand seines Gefangenen bis zum äußersten auszunutzen.

„Ich kann Ihnen noch viel mehr verraten,“ fuhr er unerbittlich fort. „Die unglückliche Gemordete hat ein Testament hinterlassen, in welchem Sie zum Universalerben ihres ganzen Vermögens im Werte von zweihunderttausend Mark eingesetzt werden.“

„Mein Gott, o mein Gott!“ schluchzte Rudolf, von seinen Empfindungen überwältigt.

Der Staatsanwalt sprach weiter: „Sie wissen nun, wer es gewesen, dem eine ruchlose Hand die Flamme des Lebens grausam ausgelöscht — eine edle, liebende, unglückliche Mutter, deren ganzes Leben ein fortgesetztes Martyrium war — Sie werden später über den Wortlaut des Testaments unterrichtet werden und die ganzen Beweggründe vernehmen, welche die Handlungsweise der Toten bestimmt und geleitet haben. Auf Ihnen, junger Mann, ruht ein gräßlicher Verdacht, der Verdacht einer unnatürlichen That — wenn Sie etwas anzuführen vermögen, was zur Zerstreuung desselben dienen kann, so säumen Sie nicht länger, sich voll und offen zu erklären.“

Der junge Kaufmann antwortete ohne Zögern: „Ich will es thun, Herr Staatsanwalt. Die Rücksichten, welche mich zum Stillschweigen bestimmten, sind durch Ihre Erklärungen beseitigt — ich darf jetzt freimütig mein Herz ausschütten, da keines Menschen Ruf mehr dadurch gefährdet erscheint.“

„Welche Rücksichten waren das?“ fragte der Staatsanwalt.

„Sie werden davon durch meine Erzählung Kenntnis erhalten.“

„So sprechen Sie — und bleiben Sie bei der Wahrheit!“

Rudolf Weringer, anfangs mit beklommen klingender Stimme, allmählich aber von seiner inneren Erregung zu freierem Redeflusse hingerissen, hub an:

„Ich weiß nicht, wann zuerst die Vermutung in mir aufstauete, daß die gutherzige, mich mit so ausgeglichener Zärtlichkeit behandelnde Dame, die uns alle Jahre mehrere Male besuchte und lediglich um meinestwillen kam, die das Kostgeld, und zwar ein anständiges, für mich zahlte und für alle meine Bedürfnisse, für Schule und Lehrgeld, Bildungsmittel und so weiter reichlich Sorge trug, meine Mutter sei. Vielleicht entsprang die erste Ahnung einem natürlichen Gefühl, wie es von manchen Gelehrten und Dichtern behauptet, von andern wieder in Abrede gestellt wird. Vielleicht erzeugte sie auch der Verstand auf reflektorischem Wege, denn ich besinne mich nicht, als Kind mir jemals Gedanken über das Verhalten der Tante, wie ich sie nannte, gemacht zu haben; erst als ich älter wurde, fing ich an, darüber nachzusinnen, wie es komme, daß die mir doch eigentlich durch gar keine Bande des Blutes verknüpfte Tante mich gar so innig an ihr Herz drückte, mich fast ersticke mit ihren Liebkosungen. Ich begann sie mir genauer zu betrachten, eine gewisse Ähnlichkeit in manchen Zügen unserer Gesichter fiel mir auf, hierzu kam der Umstand, daß sie meinen Fragen über meine wirklichen Eltern und ihre Verhältnisse mit so vieler Ängstlichkeit auswich und oft in Verlegenheit geriet, mir diese oder jene Auskunft darüber zu erteilen.“

„Von meinem Pflegevater, so innig er mir auch zugethan war, erlangte ich keine Aufklärung trotz meiner Bitten und Beschwörungen. Er blieb beharrlich dabei, die Dame sei wirklich die Freundin meiner toten Mutter, und nur weil sie selbst keine Kinder, aber ein zärtliches Herz besitze, äußere sich ihre Liebe für mich so ungestüm. Selbst auf dem Totenbett schüttelte er den Kopf, als ich ihn bat, mir das Geheimnis zu enthüllen; er hatte gewiß sein Wort gegeben und war nicht der Mann, ihm, unter welchen Umständen es auch immer sei, untreu zu werden.“

„Inzwischen hatte ich Veranlassung bekommen, der Frage mit größerem Ernst näherzutreten, als es bisher der Fall gewesen. Ich lernte vor zwei Jahren in einem Klub den Assessor Altner kennen, einen höchst liebenswürdigen jungen Mann; unsere Neigungen harmonierten, und nach kurzer Zeit verbanden uns Gefühle der innigsten Freundschaft. Durch ihn wurde ich bald seiner Schwester Ingeborg vorgestellt, einem edlen und auch durch äußere Schönheit ausgezeichneten Geschöpf. Unsrer Herzen fanden sich, und vor einiger Zeit verlobten wir uns. Mein Bestreben ging nun dahin, uns eine sichere und auskömmliche Existenz zu begründen. Meine Tante — der Name Mutter ist mir noch zu fremd, als daß ich ihn auf sie anzuwenden vermöchte — hatte mir bereits wiederholt nahegelegt, ich möchte mich für den Fall, daß ich mich einmal selbständig machen wolle, an sie wenden; ich verdankte ihr aber schon so viel Wohlthaten, daß mein Stolz sich dagegen empörte, ihre Güte noch weiter in Anspruch zu nehmen.“

„Da erfuhr ich vor einigen Wochen, ein Kaufmann in Zittau gedenke sein sehr rentables und vor allen Dingen für einen intelligenten Besitzer noch in hohem Grade ausdehnungsfähiges und aussichtsreiches Geschäft krankheitsshalber zu mäßigem Preise loszuschlagen. Ich trat mit ihm in Unterhandlung, meine Ersparnisse und meiner Braut geringes Vermögen reichten jedoch bei weitem nicht aus; der Verkäufer forderte eine Anzahlung von mindestens zehntausend Mark. Nur ungern wollte ich mir die vorzügliche Gelegenheit entgehen lassen, ich beschloß daher, nach langem inneren Widerstreit, mich an Fräulein Hobalt zu wenden, doch erst, nachdem ich festgestellt, ob meine Vermutung in betreff unsrer wahren Verhältnisse zu einander in der That mehr als eine bloße Konjektur sei. Kurz und gut, ich gedachte zu meiner Tante zu reisen, mich bei ihr melden zu lassen und direkt die entscheidende Frage an sie zu richten. Nicht allein um der zu entleihenden Summe willen — denn ich begehrte nur ein Darlehen, kein Geschenk —, sondern in erster Linie, um meiner Zweifel in betreff meiner Herkunft endlich ledig zu werden.“

„Meine Braut und ihren Bruder beabsichtigte ich mit dem Resultat zu überraschen, ich entdeckte ihnen also nur, ich habe eine kleine Reise nach Dresden vor, zu welchem Zwecke, würden sie erst nach meiner Rückkehr erfahren. Nun bin ich jedoch, ich will es offen eingestehen, ein etwas schwankender Charakter. Mein Mut zur Ausführung meines Plans sank mit jedem Schritte, welchen ich der Wohnung des Fräulein Hobalt näher kam. Ich war bisher noch nie bei ihr gewesen. Sie hatte mich nie aufgefordert, sie zu besuchen. Würde ich ihr auch willkommen sein? Wie würde sie meine Zudringlichkeit, mein Eindringen aufnehmen? Wenn sie wirklich meine Mutter war und schwerwiegende Gründe besaß, dies der Welt zu verbergen

— Gründe, die ich nicht begriff, da ich meinen eignen Tauffchein in der Hand gehabt und daraus ersehen hatte, daß ich ehelich geboren war, nur daß der Geburtsname meiner Mutter nicht darin stand —, so bereitete ihr meine Annäherung vielleicht Unannehmlichkeiten und setzte sie in Verlegenheit. Ich konnte ihren Zorn erregen, ihre Liebe verwirren!“

„So kam es, daß ich, als ich am Nachmittage vor der Villa stand, doch nicht hineinging, sondern trotz der herrschenden Winterkälte das Gebäude umkreiste, die Straße hinunter und hinauf ging, bald mich entfernte, mit dem festen Vorsatz, nach Zittau zurückzukehren und ihr alles schriftlich vorzulegen, dann wieder Vorwürfe ob meiner Feigheit gegen mich erhob und umkehrte, um geraden Weges in das Haus hineinzumarschieren. Und immer wieder hielt es mich zurück, zu meinem Verhängnis! Ein paarmal entfernte ich mich weiter und kehrte in einem Restaurant oder Café ein, um ein Glas Bier oder eine Tasse Kaffee zu trinken oder etwas zu essen. Solange es noch hell war, beschloß ich, die Dunkelheit zu erwarten, weil ich annahm, es könne ihr das vielleicht angenehmer sein, und als die Dunkelheit hereingebrochen war, verschob ich es von Viertelstunde zu Viertelstunde.“

„Zuletzt wurde es zu spät, die achte Stunde war vorüber. Ich stand zehnmal im Begriffe, ein Hotel aufzusuchen, denn ich klapperte ordentlich vor Frost. Und doch konnte ich mich nicht entschließen. Ich hatte mit dem Kaufmann vereinbart, ich wollte ihm nach meiner Rückkehr am nächsten Tage meine definitive Entscheidung mitteilen. Er wollte, konnte nicht länger warten, da noch eine andere Person auf das Geschäft reflektierte. Stand ich ihr, der Tante, der besten Freundin meiner Mutter, die vielleicht gar meine Mutter selber war, nicht nahe genug, um auch noch abends, sofern ich sie nur noch wach wußte, bei ihr vorzusprechen und Einlaß zu finden? Ja, war es ihr nicht vielleicht sogar lieber, wenn ich am Abend kam? So spintisierte und monologisierte ich, bis ich mich endlich entschloß, in die Villa einzutreten. Die Gartenthür stand offen, ich erreichte die Eingangstür des Gebäudes, sie gab ebenfalls meinem Drude nach. Ich sah mich nun nach jemand um, der mich melden konnte — da stürzt ein Mensch in rasendem Laufe die Treppe herab an mir vorbei, ich höre oben Geschrei um Hilfe, Mord, Mord! ruft es — da beginnt mir das Herz ängstlich zu klopfen, ich ziehe mich rasch zurück und laufe in der Eile in den Garten statt auf die Straße. Das übrige ist alles so, wie ich es bei meiner ersten Vernehmung angegeben — die Mauer legt mir ein unübersteigliches Hindernis in den Weg, ich schlage endlich nach lange vergeblichen Versuchen den Rückweg ein, erblicke überall Menschen, und gänzlich meiner klaren Vernunft beraubt, flüchte ich mich in den Keller hinab. Meine Furcht war mein Verderben — während ich noch zitternd und bebend unten lauiere, höre ich Schritte sich nahen, Leute mit einem Licht beginnen eine eifrige Durchsuchung, ich taste nach einem Versteck und berge mich in der Nische, in welcher man mich fand!“

„Mein Stolz und meine Scham sträubten sich dagegen, vor meiner Braut und meinen Chefs als ein des Mordes verdächtiger Verbrecher zu gelten, auch hielt ich es für meiner unwürdig, das Geheimnis meiner Mutter, das ich ja nur ahnte, preiszugeben, dazu achtete und liebte ich die Unglückliche zu sehr. Ich wußte ja auch noch gar nicht, ob ich mich nicht in einem verhängnisvollen Irrtum befand, und meine Besichte hätte meine edle Wohltäterin bloßgestellt — so entschloß ich mich zu schweigen, in der Hoffnung, meine Unschuld werde sich herausstellen, bevor die Feststellung meiner Persönlichkeit den Behörden möglich wäre. Dies, Herr Staatsanwalt, ist das wahrheitsgetreue Bekenntnis meines Anteils an dem entsetzlichen Ereignis — ich darf wohl nun erwarten, bald meine Freiheit zurückzuerhalten, ich bin mir keiner Schuld bewußt, und mein Herz erzittert bei dem Gedanken an die qualvolle Sorge, in welcher meine arme Braut über mein Schicksal sich befindet!“

„Staatsanwalt Schubert hatte der Erzählung des Gefangenen ein aufmerksames Ohr geliehen. In seinem Geiste erwog er sorgfältig die Wahrscheinlichkeit jedes Wortes. „Ich bin nicht abgeneigt, Ihrer Darstellung Glauben zu schenken“, äußerte er nach längerer Ueberlegung. „Sie machen nicht den Eindruck eines Mörders auf mich. Indessen bleiben immer noch einige Umstände, die stark gegen Sie sprechen. Sie gestehen selbst zu, daß Sie der Anzahlung von zehntausend Mark notwendig bedurften, daß Sie hinsichtlich Ihrer Zukunft vor einer wichtigen Entscheidung standen?“

„Allerdings.“

„Wer bürgt uns nun dafür, daß Sie nicht doch mit Ihrer Frau Mutter gesprochen haben, daß sie Ihnen die Summe verweigerte und Sie, um sich in Besitz derselben zu setzen —“

„Herr Staatsanwalt, ich bin einer so ruchlosen That nicht fähig!“ fiel ihm der junge Kaufmann voll Entrüstung ins Wort.

„Mein bester Herr Weringer, wir Männer des Gesetzes empfangen unsre Ueberzeugung nicht von bloßen Versicherungen, und wenn sie noch so glaubwürdig erscheinen, sondern lediglich von Beweisen. Schon mancher Mörder hat seine Unschuld im Brustton der heiligsten Empörung beteuert. Mir bleibt nichts übrig, als zunächst über Sie weitere Erkundigungen einzuziehen, über Ihren Lebenswandel, Ihren Charakter, über Ihre mit dem Kaufmann getroffenen Verabredungen. Ich muß feststellen, ob das Messer, mit dem der grauenvolle Mord verübt wurde, vielleicht in Ihrem Besitze gesehen worden ist. Ein Zeuge hat kurz vorher streitende Stimmen im Zimmer des Fräulein Hobalt vernommen, die Stimme eines Mannes und einer Frau. Ich muß mich vergewissern, ob die männliche Stimme nicht doch vielleicht die Ihre gewesen. Ueber alle diese Punkte muß ich mir Licht verschaffen — bis dahin bleiben Sie natürlich in Haft, obgleich ich selbst, wie ich Ihnen offen bekenne, den günstigsten Eindruck von Ihnen empfangen habe.“

Rudolf senkte niedergeschlagen den Kopf. Vielleicht hatte er eine andre Wirkung seiner Worte erhofft. Schweigend kehrte er, von dem Aufseher geführt, in sein Gefängnis zurück.

8.

Der Gefangene verbrachte eine fast schlaflose Nacht. Unruhig schritt er in der engen Zelle hin und her; die Ketten hatte man ihm zwar auf Anordnung des Staatsanwalts abgenommen, aber der Verlust der Freiheit, die Gefahr der furchtbaren Anklage und die Sorge um seine Braut lasteten doch zu sehr auf seinem Gemüt, als daß der Schlaf sich so leicht von ihm hätte finden lassen. Welch eine Ironie des Geschicks — gleichzeitig Erbe eines Vermögens von zweihunderttausend Mark und des Mordes beschuldigt im Gefängnis! Wie würde Ingeborg erschrecken, wenn sie die Lösung des Rätsels seines Verschwindens vernahm! Würde sie an seine Unschuld glauben? Oder sich von ihm abwenden?

Rudolf Weringer grübelte und grübelte, bis ihn der Kopf schmerzte. Todesmatt warf er sich endlich auf das harte Lager; die ersten Strahlen der spät aufgehenden Sonne fielen schon in das düstere Gelaß, als endlich die Erschöpfung den Schlummergott auf kurze Zeit in ihre Dienste zwang. Und doch war es kein stärkendes Versinken in jenen Geist, Nerven und Körper regenerierenden Zustand, dessen Thätigkeit für die Erhaltung des Lebens bedeutamer als selbst diejenige unsrer Nahrung aufnehmenden Organe ist; im Gegenteil, aufregende Träume peinigten den Armen; seine Mutter zahlte ihm Geld aus, das in seiner Hand sich in Blut verwandelte, dann trat seine Braut vor ihn hin mit unendlicher Verachtung im Antlitz und schleuderte ihm das Wort „Mörder“ entgegen, während sein Chef ihn unter dem Beifallschreien seiner Kollegen vor die Thür warf. Andre Erscheinungen entbehrten jeder Logik, sie glichen widerlichen Traumbildern, die ihn bedrückten, bis er zuletzt in Schweiß gebadet und mit klopfendem Herzen erwachte.

Schwer atmend preßte er die Hand auf das Herz, die bleiernen Augenlider noch immer geschlossen haltend. „Nun, Weringer, wollen Sie nicht aufstehen?“ rief da die Stimme des Aufsehers neben ihm.

Mühsam öffnete Rudolf die Augen. Neben dem Gefängniswärter bemerkte er noch eine andre Person, einen elegant gekleideten Herrn in mittleren Jahren, mit stattlichem Vollbart und vornehmem Wesen. Betroffen richtete er sich — er war vollständig angekleidet — auf und fragte den Wärter, was man von ihm wolle.

„Der Herr will mit Ihnen sprechen“, verfechte dieser kurz. „Der Herr Staatsanwalt hat die Genehmigung erteilt.“ Damit zog er sich bis an die Thür, die er hinter sich verschlossen hatte, zurück und setzte sich, die Blicke auf den Gefangenen geheftet, auf den dort stehenden Holzchemel.

Der Herr trat einen Schritt näher. „Sie kennen mich nicht?“ fragte er.

„Nein.“

„Mein Name ist Hobalt — der Bruder der ermordeten Josephine Hobalt.“

Rudolf starrte den Fremden überrascht an.

„Ich bin also Ihr Onkel“, fügte der Besucher lächelnd hinzu, indem er dem jungen Mann freundlich die Hand entgegenstreckte, die dieser zögernd ergriff. „Seltsame Verhältnisse haben es gefügt, daß wir einander heute erst kennen lernen, nachdem ich erst vor zwei Tagen von Ihrem Dasein überhaupt Kunde erhielt.“

„Ich muß mich schämen, in dieser unglückseligen Situation vor Ihnen zu erscheinen“, erklärte Rudolf niedergeschlagen.

„Die hoffentlich bald ein Ende nehmen wird“, warf der Architekt tröstend hin. „Ihre Unschuld muß an den Tag kommen — obgleich ich Sie noch nicht kannte, habe ich keinen Augenblick daran gezweifelt, nachdem ich von Ihrem Chef und Ihrem Fräulein Braut vernommen, was für ein Mensch Sie sind.“

„Wie, Sie haben Ingeborg — meine Braut gesprochen? Ist sie hier? Und meine Prinzipale auch?“

„Alle sprach ich. Aber Ihre Braut ist nicht hier, sondern ich war in Zittau. Ich fuhr sofort nach Eröffnung des Testaments hin, um Sie aufzusuchen, Ihnen Ihr Glück zu verkünden und meinen einzigen näheren Verwandten, meinen Nissen, zu begrüßen. Da erfuhr ich denn zu meinem Bedauern von Ihrer unerklärlichen Abwesenheit, und die Zeitung, in welcher Ihr Porträt veröffentlicht wurde, gab bald die Erklärung dafür.“

„Und was sagte meine Braut dazu?“ erkundigte sich stoßend der junge Mann.

„Sie war natürlich äußerst erschrocken, aber nicht lange — das Fräulein ist anscheinend eine energische Natur, die nicht leicht sentimental wird.“

„Das ist sie, das ist sie!“ rief der Gefangene freudig. „Und die auch im übrigen Ihrem Geschmade zur Ehre gereicht, lieber Nisse — ich gratuliere zu Ihrer Wahl und werde die junge Dame mit Vergnügen als Mitglied unsrer Familie willkommen heißen.“

„Sie sind sehr gütig, mein Herr.“ stammelte Rudolf. „Nennen Sie mich Onkel; ich habe nie den Namen Vater gehört; der Gedanke, wenigstens einen Menschen zu besitzen, der mir nahe steht und meiner Familie ihr Fortbestehen sichert, macht mich glücklich. Ich bin ein reicher Mann, Rudolf, und erfreue mich einigen Ansehens in der Welt; ich hoffe, daß wir gute Freunde werden.“

„Wenn Sie sich meiner annehmen wollten, würde ich Ihnen von Herzen dankbar sein.“

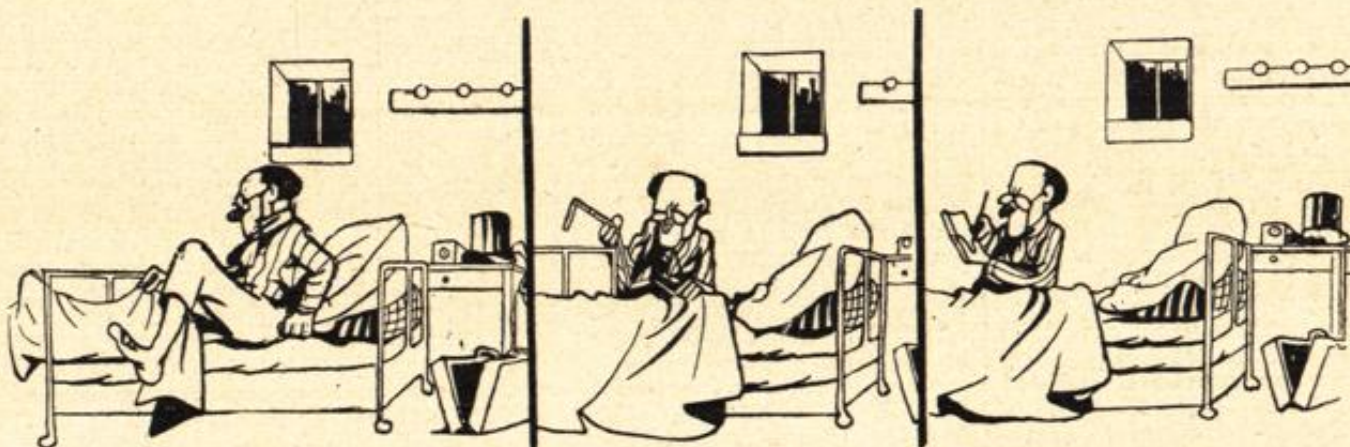
Der Professor im Hotel. Zeichnungen von Marcel Gay.



Es ist, wie ich gedacht: das Bett ist um 30 Centimeter zu kurz.



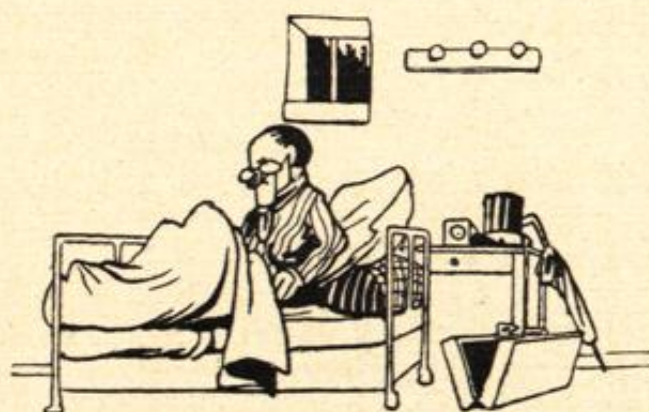
Am Ende läßt sich's arrangieren, wenn ich mich quer lege;



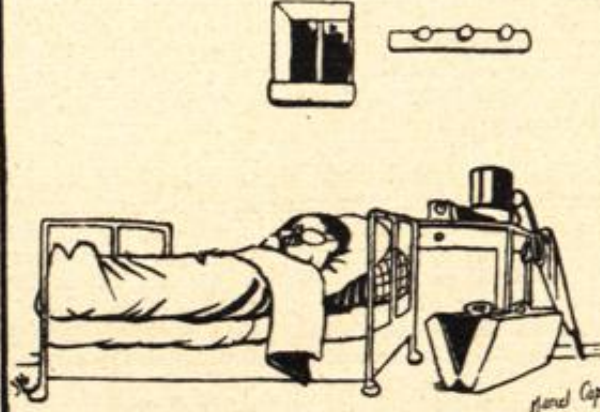
denn es ist doch nicht gesagt, daß ich die ganze Nacht nicht schlafen soll wegen meiner Füße.

Sehn wir mal zu: Länge des Bettes 1 Meter 90; Breite 1 Meter 30.

Also: 1,90 im Quadrat gleich 3,61. 1,30 im Quadrat gleich 1,69. Zusammen 5,30. Die Quadratwurzel aus 5,30 gleich rund 2,30.



2 Meter 30 minus 1 Meter 90 gleich 40 Centimeter; und da meine Füße nur um 30 Centimeter überragen.



so habe ich mich nur in der Diagonale zu legen, um noch 10 Centimeter übrig zu haben. Ja, der Pythagoras — Ruhige Nacht!

„Es ist meine Absicht, Ihr Wohl nach Kräften zu fördern. Ihr Chef hat Sie mir als tüchtig und brauchbar geschildert. Sie können in mein Geschäft eintreten, ja, wenn Sie daran Gefallen finden und sich bewähren, können Sie mit der Zeit mein Companion werden.“

„Wie gut von Ihnen, Onkel!“ rief der junge Mann bewegt.

Der Onkel drückte ihm lächelnd die Hand.

„Falls Sie bezüglich der Anlage Ihres Vermögens Rat und Unterstützung brauchen, so wenden Sie

sich vertrauensvoll an mich — Sie besitzen keine Erfahrung in dergleichen Dingen, Ihr jugendliches Vertrauen könnte leicht mißbraucht werden.“

„Mein Vermögen?“ Der Gefangene lächelte schmerzhaft. „Noch wage ich mich nicht als den Besitzer desselben zu betrachten, so wie gern würde ich darauf verzichten, wenn ich damit meine arme Mutter von den Toten erwecken könnte — das Glück, eine Mutter mein zu nennen, würde alles tausendfach aufwiegen! Es ist ein furchtbares Schicksal, nie eine Mutter gehabt zu haben und sie dann in demselben Augen-

blicke zu verlieren, in dem die beglückende Gewißheit ihres Besitzes zum ersten Male in uns aufwacht!“

„Gewiß, ein furchtbares Schicksal.“ stimmte der Besucher mit sich verfinsterner Miene bei.

„Meine Mutter war eine edle, wohlthätige Dame.“ sagte gedankenvoll der junge Mann. „Wenn mein Geschick eine Wendung zum Guten nimmt, wenn ich wirklich in den Besitz des mir hinterlassenen Vermögens gelange, so will ich mich nicht nur als den Erben ihres Geldes, sondern auch als den ihrer humanen Absichten betrachten. O Gott, wie oft habe



Rückkehr aus dem Wanderv. Originalzeichnung von Karl Müller.

ich mir schon Reichtum gewünscht, um die Thränen der Armen und Leidenden zu trocknen, — es ist hart, unendlich hart, ein weiches mitfühlendes Herz und nicht auch die Mittel zu besitzen, es zu befriedigen!"

"Das ist wahr. Aber ein reicher Mann darf sich auch dem edelsten Drange nicht willenlos hingeben, Rudolf — man muß mit Vorsicht handeln, auch wenn man Gutes thut, denn der Anlaß dazu sind so unendlich viele, daß man in wenigen Monaten aus einem Millionär ein Bettler werden könnte, und dann würde man sich unglücklicher fühlen als zuvor. Darum hält ein kluger Sterblicher das Seine nicht nur zusammen, sondern sucht sein Gut auch zu mehren; je reicher er ist, je mehr kann er Segen stiften, und er muß lernen, die unnützen Wohlthaten von den wirklichen, den nützlichen, zu unterscheiden, oder er richtet mehr Schaden an, als er nützt; ist bald selbst auf die Wohlthaten anderer angewiesen, ohne mit seinem Reichtum wirkliches dauerndes Gutes bewirken zu haben."

Der Gefangene erwiderte einsichtsvoll: "Sie haben recht, Onkel."

"Ich wenigstens habe immer nach diesen Grundsätzen gehandelt," fuhr Hobalt eifrig fort. "Und Gott sei Dank, es ist mir gelungen, den Kreis meiner Wohlthaten durch kluge Vermehrung meines Eigentums immer größer zu ziehen. Ohne eigentlich zu sein, was man einen Geschäftsmann nennt, verstehe ich es doch, mit scharfem Blicke die Chancen, welche Zeit und Zeitverhältnisse darbieten, zu fruktifizieren — wenn Sie mir folgen, so können Sie in wenigen Jahren Ihr Vermögen verdreifachen, Rudolf!"

Der junge Mann blickte den Onkel bewundernd an. "So sind Sie wohl Teilhaber an großen industriellen Unternehmungen?" fragte er mit der Naivität der Jugend.

"Das nicht eigentlich — ich arbeite meist auf eigene Rechnung. Meine Spekulationen sind auf die enorme Zunahme der Bevölkerung der Großstädte gegründet — ich erwerbe Grundbesitz in Territorien, deren Lage eine baldige Vergrößerung mit dem sich stetig und riesenhaft vergrößernden Häuserkomplex der Stadt und also eine sichere, schnelle und rapide Steigerung des Kaufpreises verspricht, um ihn nach eingetretener Verwertungsmöglichkeit entweder in Form von Baugrundstücken zu einem zehn- und oft zwanzigmal höheren Preise loszuschlagen oder auch selbst zu bebauen, um aus der Höhe der Häuser- und Mietpreise Vorteil zu ziehen."

Der bewundernde Ausdruck verschwand ebenso schnell wieder aus den Zügen des Zuhörers, wie er sich gezeigt.

"Mag sein, daß diese Art der Thätigkeit dem Kapital eine hohe Verzinsung garantiert," warf er nachdenklich und zögernd hin, "meinem Geschmade würde sie jedoch nicht entsprechen."

"Warum nicht?" fragte Hobalt, erstaunt einen Schritt zurücktretend.

"Ich erblicke darin — und ich bin zu offen, um meine Ansicht zu unterdrücken, so schmerzlich es mir ist, mit Ihnen gleich in der ersten Stunde unsrer Bekanntschaft in irgend einem Punkte eine Disharmonie unsrer Anschauungen konstatieren zu müssen — aber ich erblicke darin etwas Unmoralisches. Ein Gewinn, den ich keiner eigentlichen Arbeit verdanke, scheint mir nicht rechtmäßig erworben, um so weniger, wenn die Spekulation, der ich ihn verdanke, eine bestehende Notlage ausbeutet, um ihren Zweck zu erreichen."

"Nur ein Thor kann in der Ausnutzung der die Grundrente steigernden Verhältnisse die Ausbeutung einer Notlage erblicken!" rief der Architekt mit erwachender Heftigkeit.

"Ich will mich nicht mit Ihnen streiten, Onkel," entgegnete Rudolf treuherzig. "Mir kommt es weder zu, über Ihre Thätigkeit ein Urteil zu fällen, noch bin ich alt und erfahren genug, um die betreffende Materie genügend zu durchschauen. Ich gehe nur nach meinem Gefühl, und das hat mir immer einen Abscheu gegen alles, was Bodenspekulation heißt, eingegeben! Ich könnte mich niemals im Besitz eines auf diesem Wege erworbenen Reichtums glücklich fühlen und würde lieber auf jede Verzinsung meines Vermögens — sofern es Gottes Wille ist, daß es mir wirklich zu teil werden soll — verzichten, als daß ich es jemals zu Zwecken verwendete, die meinem inneren Rechtsgefühlsbewußtsein entgegen sind."

"Schon gut," bemerkte kurz abbrechend der Onkel.

"Ich sehe nun schon, mit wem ich es zu thun habe. Vielleicht ändern Sie Ihren Sinn, wenn Sie erst einmal besitzen, was Ihnen jetzt erst in Aussicht steht. Studium und Nachdenken werden Sie bald zu andern Ansichten bekehren, ich habe weder Zeit noch Lust, Ihnen nationalökonomische Vorträge zu halten. Meine Absichten mit Ihnen waren die besten. Ich hätte Ihnen sogar unter Umständen eine Beteiligung an meinen Unternehmungen in Verhältnis Ihres Vermögens bewilligt — ich glaubte allerdings einen vernünftigen, praktisch denkenden Kaufmann vor mir zu haben und erblicke einen Schwärmer und Ideologen,

der, von phrasenhaften modernen Beglückungs- und Umwertungstheorien angehaucht, die Fühlung mit dem realen Leben zu verlieren im Begriffe steht."

Kalt wandte sich der Architekt zum Gehen; Rudolf, auf das peinlichste bewegt, hielt ihn noch einmal zurück. "Wie leid thut es mir, Sie erzürnt zu haben, Onkel," sagte er traurig. "Verzeihen Sie mir — ich bin eine gerade, ehrliche, etwas ungestüme Natur, mein Herz fliehet immer gleich über von dem, was es in Schwingung versetzt; ich werde mehr von meinen Empfindungen als von meinem Verstande regiert."

"Um so schlimmer für Sie," versetzte Hobalt, sich zu einer gleichgültigen Freundlichkeit zwingend. "Herz und Kopf müssen Hand in Hand gehen, wenn die Reise durchs Leben nicht zu einem Absturz werden soll. Doch leben Sie wohl, ich habe notwendige Geschäfte, und meine Absicht, Sie kennen zu lernen, ist ja nun erreicht. Lassen Sie es mich wissen, wenn ich irgend etwas zur Erleichterung Ihrer jetzigen Lage thun kann."

So endete die erste — und letzte — Begegnung zwischen Onkel und Nefen, und letzterer machte sich selber nach der Entfernung des reichen Herrn heftige Vorwürfe, daß er sich von seinem lebhaften Naturell hatte hinreißen lassen. Sicherlich meinte der Onkel es nach seiner Art mit ihm gut, er hätte nicht auf das freundliche Anerbieten mit einer Beleidigung antworten dürfen. Er nahm sich vor, sobald er seine Freiheit wiedererlangt habe, alles zu thun, um den Bruder seiner Mutter zu versöhnen; auf seine Vorschläge in betreff der Vermögensverwertung konnte er freilich nicht eingehen, er mußte nach seiner Façon selig werden!

Was Hobalt betraf, so war er offenbar erbittert, als er von seinem neuentdeckten Verwandten schied, er murmelte draußen einige Worte von einem "Gut in die Welt" vor sich hin und setzte im stillen hinzu: "Nun wohl, es ist seine eigne Schuld!"

Rudolf Weringer nahm sein frugales Frühstück zu sich; die durch den Besuch seines Onkels wachgerufene Hoffnung auf baldige Inhaftierung stimmte ihn heiterer, als er bisher während der ganzen Dauer seiner Gefangenschaft gewesen. Eben verzehrte er die letzten Brocken seines Brotes, als der Schlüssel des Wärters von neuem im Schlosse rasselte. Höchst verwundert starrte er nach der Thür, aber seine Verwunderung artete in lauten Jubel aus, als er hinter der dunklen Gestalt des mürrischen Aufsehers eine holde Mädchenerscheinung auftauchen sah.

"Ingeborg, Ingeborg!"

Das Jauchzen erstarrte in dem einzigen Wort, ein Ausdruck tiefer Bewegung überzog sein Antlitz, ein feuchter Glanz trat in seine Augen. Die schon sehnsüchtig erhobenen Arme fielen herab, gelähmt vom beschämenden Bewußtsein seiner Lage.

Ingeborg, obgleich ebenfalls im Innersten erschüttert, verbarg ihre Nahrung unter der Mäse ihrer gewöhnlichen Heiterkeit.

"Nun, Rudolf, warum willst du mich nicht umarmen? Bin ich es nicht wert?"

"Ich dachte, du — du schämtest dich meiner —"

"Was für ein kleiner Thor du bist, Rudolf," Sie umfing ihn liebend mit ihren Armen, küßte ihn zärtlich und lehnte einen Augenblick ihre Wange an die seine.

"So glaubst du an mich, mein Lieb?" hauchte er unter Thränen.

"Ob ich an dich glaube!" schalt sie ihn aus. "Hört mir doch den Menschen; wäre ich sonst hier?"

"Ich bin gewiß unschuldig, Ingeborg!"

"Unschuldig? Natürlich bist du es, Rudolf. Denkst du, ich hätte mir einen Bräutigam ausgesucht, der seine Mutter zu ermorden vermöchte? O du kleiner, thörichter, lieber Narr!" — sie lächelte durch Thränen und preßte ihn noch einmal an die Brust. "Aber komm, lieber Schatz, laß uns keine sentimentalen Kinder sein — wir müssen einander nicht weich machen, Rudi, sondern uns Trost einsprechen und zum Ausbarren ermutigen. Was für Angst du mir und Lorenz verursacht hast! Warum hast du mir nicht vertraut, was du vorhattest? — Es wäre vielleicht alles anders gekommen!"

"Aber wer hätte das auch vermuten können, Ingeborg!" seufzte Rudolf.

"Wer? Ich!" rief das junge Mädchen in liebevollem Zorn. "Raum läßt man das Bübchen allein, so fällt es auf die Nase und begeht allerhand dumme Streiche. Niemand anders als Rudolf Sellemann schleicht einen ganzen Nachmittag um ein Haus herum, in dem eine liebende Mutter ihn mit offenen Armen zu empfangen sich sehnte! Wer weiß, ob der Mord geschehen wäre, wenn du bei ihr gewesen wärst! Und dann — was für Verfehrtheiten! In den Garten zu laufen statt nach dem Ausgang, aus Furcht auf der Treppe umzukehren, statt vorwärts zu gehen und Hilfe anzubieten; in den Keller zu kriechen, statt dreist und im Bewußtsein der eignen Unschuld unter die Menge zu treten! O Rudolf, wann wirst du aus

einem unpraktischen Träumer ein praktischer, energischer Mensch werden!"

"Wenn du mir zur Seite stehst, Ingeborg!"

"Zawohl, es thut wahrlich not. Vor allen Dingen müssen wir dich aber von diesem schrecklichen Verdacht befreien. Ich will mit Lorenz noch heute reden, er muß deine Verteidigung übernehmen, koste es, was es wolle."

"Ich bin ja jetzt in der Lage, wenigstens für seine baren Auslagen aufzukommen," bemerkte Rudolf schüchtern.

"Ach so, ich vergaß — du bist ein reicher Mann geworden, Rudolf, das gefällt mir weniger. Doch will ich davon erst mit dir sprechen, wenn du wieder ein freier Mann bist — die Frage wird nur vertagt, nicht etwa von der Tagesordnung abgesetzt, hörst du? Daß du endlich deine Mutter gefunden, freut mich — dein neuer Onkel behagt mir schon weniger, er hat etwas in seinem Blick, das mir nicht gefällt."

"Er war soeben bei mir."

"Der Onkel — was wollte er?" fragte die junge Dame fast heftig.

Der junge Mann berichtete kurz über das zwischen ihm und Hobalt stattgehabte Gespräch.

"Dacht' ich mir doch so etwas!" rief Ingeborg erzürnt. "Er will dich zu seinem Werkzeug machen — dein Geld, das ihm entgangen ist, an sich ziehen —"

"Das letztere gewiß nicht, liebes Herz."

Ingeborg warf ihm einen ihrer süßen Flammenblide zu.

"Nimm dich in acht vor ihm, Rudi — er ist dein Feind, ich fühle es — ich habe ihn beobachtet, als er bei uns war — er war sofort bereit, deine Schuld als gewiß anzunehmen, dich zu verurteilen, obgleich er dich nicht kannte. Traue ihm nicht weiter, als du ihn siehst!"

"Auch ich habe im Grunde kein rechtes Vertrauen zu ihm zu fassen vermocht, Ingeborg."

"So halte an deiner ersten instinktiven Empfindung fest — ich verlasse mich stets auf mein Gefühl, es trügt niemals! Und damit" — sie machte eine Handbewegung, als ob sie etwas beiseite schob — "weg mit dem Herrn! Uns stehen nur noch wenige Minuten zur Verfügung, laß uns dieselben benutzen, um zu beraten, wie dir so schnell wie möglich zu helfen ist."

"O, ich hoffe bestimmt —"

Ingeborg unterbrach ihn. "Es handelt sich nicht allein darum, dir die Freiheit zurückzuerobieren, sondern auch deine vollkommene Unschuld nachzuweisen. Es genügt nicht, daß ich davon überzeugt bin und mein Bruder, auch die Menschen müssen es sein!"

"Gewiß — aber was soll ich thun?" klagte ratlos der Gefangene.

"Vorläufig kannst du allerdings nichts thun — wir aber müssen uns desto mehr rühren. Ich —"

Das Erscheinen eines Gerichtsdieners bereitete der Unterredung ein plötzliches Ende. Rudolf sollte zum Verhör vorgeführt werden — so blieb den Liebenden nichts übrig als ein rascher und herzlicher Abschied, bei dem sich Ingeborg noch standhafter zeigte als ihr Verlobter, denn sieghaft drängte sie ihre Thränen zurück und raunte ihm zu: "Mut, lieber, teurer Mann, Mut! Nicht weinen, Schatz — tapfer — zeige dich nicht schwach vor diesen fremden, gefühllosen Menschen!"

Und wirklich — sie selbst ging so heiter und hinaus wie eine Königin, wie eine Fee, die hoch erhaben ist über allen Kummer der Sterblichen! Sobald sie jedoch in dem Hotel angelangt war, wo sie mit ihrem Bruder Wohnung genommen hatte, und sich allein in ihrem kleinen Zimmer befand, sank sie wie jemand, der seine Kräfte aufs äußerste überanstrengt hat, in einen Stuhl am Bett, ließ ihr Köpfchen auf die weiße Decke sinken — und weinte bitterlich!

(Fortsetzung folgt.)

Rückkehr vom Manöver.

(Bd. 6, 121.)

"Morgen um elf Uhr kommen sie!" — so geht's von Mund zu Mund in der guten Stube und dem Salon, in Küche und Waschküche, in Schultube und Schusterwerkstätte. "Sie kommen!" — "Wer?" — "Nun natürlich unser Bataillon!" Endlich ist der große Tag angebrochen, schon von neun Uhr an ist der Bahnhof von der lieben Schuljugend sowohl als von den Erwachsenen dicht umlagert, denn jeder will der erste auf dem Platze sein, um dem Militärzuge, der die Garnison aus dem Manövergelände zurückbringt, sein gewiß nicht unbeachtet bleibendes "Hurra" entgegenzurufen.

Manche der Köchinnen, welche sich von Hause weggeschlichen haben, um den Geliebten einen Gruß zuzuwinken, kann ein Gefühl der Bangigkeit nicht unterdrücken, knüpft sich doch an das Wiedersehen auch die Gewissheit, daß nun bald geschieden werden muß, denn übermorgen ist Entlassungstag, an welchem endlich der Soldat mit voller Berechtigung singt: "Es lebe der Reservemann, der treu gedient hat seine Zeit!" Immer stürmischer drängt

sich die Menge am Bahnhof. Nun verkündigen die Zeichen, daß der Zug auf der letzten Station eingetroffen; nun fernes Rauseln, ein Pfiff — er ist da. Es ertönen die Signale des Hornisten zum Aussteigen, dann ordnet sich die Mannschaft auf dem Bahnsteig, und bald ist das Bataillon bis auf die berittenen Offiziere, deren Pferde noch nicht ausgeladen sind, zum Abmarsch fertig. Mancher flüchtige Händedruck, manch vielsagender Blick ist schon gewechselt, da ertönt das Kommando, und mit klingendem Spiel marschiert das Bataillon zur Stadt. Einen Augenblick des Marsches über eine beliebige Promenade der Stadt hat unser Künstler im Bilde trefflich festgehalten und neben den prächtigen Soldatenfiguren namentlich auch die Einwohnererschaft vorzüglich charakterisiert.

Neue Bücher und Schriften.

„An der Wende des Jahrhunderts.“ Rückblicke auf die Fortschritte der Naturwissenschaften im 19. Jahrhundert und Ausblicke auf die Aufgaben, welche das 20. Jahrhundert zu lösen hat. Eine Sammlung von acht Vorträgen. Herausgegeben von M. Kohler, Seminaroberlehrer in Eßlingen a. N. Verlag von W. Bangsch, Eßlingen. Preis geb. M. 3.—. — Auch der Laie empfindet das dringende Bedürfnis, sich über den gegenwärtigen Stand der Naturwissenschaften zu unterrichten. Es ist das jedoch nicht so leicht, da viele Schriften, welche dieses riesige Gebiet behandeln, teils nur einen besondern Zweig davon ins Auge fassen, teils zu sachmännisch geleitet geschrieben oder zum Anschaffen für viele zu teuer sind. Aus diesem Grunde dürfte das oben genannte Werk weiten Kreisen willkommen sein, das vorzüglich geeignet erscheint, in der angegebenen Richtung zu orientieren, weil es in einer Folge von Vorträgen hervorragender Fachmänner das gesamte Gebiet behandelt und dabei ungemein preiswürdig ist. Die Vorträge sind ausnahmslos gut geschrieben und allgemein verständlich gehalten, so daß man das Buch als ein Bildungsmittel ersten Ranges bestens willkommen heißen darf.

Allerlei Kurzwörter.

Buchstabenrätsel.

Nun paßt fein auf und seid bedacht,
Was alles liegt in 1—8?
'ne eigne Kraft, geheimnisvoll,
Die nur ein Eigner fühlen soll;
Dazu ein eigner Rhythmenklang
Von lyrischem, schwungvollem Klang;
Ein Ding, dem zwar der Kopf abgeht
Das Lebendes und Totes mäht;
Ein Ort auf fernem Inselband,
Wo mancher König Ruhe fand —
Und was dies einhüllt, Anfang, End',
Es weist ein wunderschön Geland'
Von eigenart'gem Wesenkreis:
Die Deutschland, Oesterreich, die Schweiz!

Worträtsel.

Ich zähl' zu einem Bruderpaar,
Hab' deren Führerschaft,
Und bin ich auch allein nichts wert,
Vereint sind wir Kraft.

Nun nimm dem Wort ein Zeichen bloß,
Es sich, was da entsteht:
Ein reicher, eleganter Flor —
Gesellschaftsmajestät.

Dechiffrierungsaufgabe.



Die Buchstaben ergeben, nach Maßgabe der Figur richtig verbunden, einen Sinnspruch von Fr. Bodensiedt. Wie lautet derselbe?

Worträtsel.

Dem einen, dem bin ich zuwider,
Die andre ersehnet mich sehr;
Der eine bekämpft's mit Entzagen,
Der andere thut desto mehr.

Und hast du zwei innere Lettern
Verschoben verständlich mir,
Dann wandelt mein Wort sich gar schnell,
So passe ich ihm wohl und ihr.

Im ersten Falle ein Wörtchen
Liegt in mir, was jung so wie alt
Gegeben von Wieg' bis im Sarge,
Verschieden an Form und Gestalt.

Im anderen Falle ein Wörtchen
Liegt in mir; wer's hat, wahr' es gut,
Es macht ihm die Erde zum Himmel
Und giebt ihm zur Sorge den Mut.

Wechselrätsel.

In den nachstehenden Sätzen sind für a und b sinngemäße Wörter zu setzen, die aus den gleichen Buchstaben — jedoch verschieden gestellt — bestehen.

1. Professor D. aus a hielt einen Vortrag über die Verheerungen der b.
2. Welch schöner a, rief b, nach Süden weisend.
3. Die a machte ein Meister aus b, dem schön gelegenen Schweizer Kantonsvorort.
4. Die Heldin von ihrem a hieß b.

5. Er hob sie auf den a und streifte dann, abschiednehmend, mit leisem Kuß ihre b.
6. Nach der a ging der festliche b in die Runde.
7. Daß dir der a besser als der Dragoner gefällt, ist wohl nur b.
8. a ist eine Stadt an der Loire, b liegt an italienischem Golf.
9. Der unerschrockene Mann begab sich auf die a ohne b.
10. In a war's, wo ich mit italienischen Matrosen den b bekam.

Eingefand-Worträtsel.

Du mußt bei allen guten Dingen
Ans Wort gedenken jederzeit,
Dann wird dir's reichlich Segen bringen —
Das Wort bedingt Genügsamkeit.
Den Kopf ihm ab, und hast'gem Streben
Ist jetzt das Wort wohl völlig fremd;
Hast du's als Nichtschmerz dir gegeben,
Hinweg mit allem, was dich hemmt! A. J. Sch.

Auflösungen der Rätsel Seite 99.

Des Kapselrätsels: Eberd (die „Weber.“ Sudern.) — Hauptmann (überhaupt, man nimmt) — Lenau (zuweisen auch) — Herder (her, der) — Lauff (einmal auf Ferien) — Heine (auch eine) — Scheffel (Otto's Chef Heideheim) — Rückert (zurück, Ertragen) — Laube (ich glaube) — Lindau (in Berlin dauernd).

Des Namenrätsels:

Benedikta	Sebastian
Heloise	Wilhelm
Margarethe	Alexander
Gertrud	Gregor
Stephanie	Gottfried
Rosalie	Ehrenreich
Isabella	Benjamin
Bernhardine	Fuerchtegott
Kunigunde	Willibald

Des Rätselsprung-Königsmarsches:

Ich hab' kein Recht, mit dir zu grollen,
Und hab' für dich kein zürnend Wort,
Trugst du der Brust, der stürmischen,
Auch ihren letzten Frieden fort.

Du hast's gewollt! Wohlan, wir scheiden,
Ich hab' für dich noch ein Gebet —
Ein Wort nennt alle unsre Leiden:
Wir fanden uns zu spät, zu spät!

(Alfred Meißner.)

Des Eingefand-Rätsels:

Gelt, ich darf Dir etwas sagen,
Nicht nach meines Dergens Sinn,
Und es mög' Dir wohl behagen,
Es liegt gutes Meinen drin;
Sei Dein Urlaub Dir gesegnet,
Ziehst Du da ob dort zu Haus;
Gott, wenn's einmal auch geregnet,
C. Du machtest Dir nichts draus,
Treu mein Herz that Dich begleiten,
Treu bleib' ich Dir alle Zeiten!

A. B. in M.

Des Worträtsels: Kessel, Kessel, Kessel, Kessel.
Der Verwandlungs-Stala: Papa — Para — Pera — Hera — Herd — Herz — Harz — Hatz — Hag — Sag.

Des Worträtsels: Vorstand — Verstand.

Des Silbenrätsels: Heimgang.

Aus Küche, Haus und Hof.

Kalbsbrieschenragout. Ein schönes Kalbsbrieschen wird in leicht gesalzenem Wasser zehn Minuten gekocht, von der Gurgel befreit, dann in kaltem Wasser abgekühlt. Inzwischen läßt man 50 Gramm Butter mit einem Kochlöffel Mehl blaßgelb anrösten, rührt mit der Bräse, worin das Brieschen gekocht wurde, eine gebundene Tunk, würzt sie angenehm mit Zitronensaft, weißem Pfeffer, geriebener Muskatnuss und etwa noch nöthigem Salz, läßt sie aufkochen, passiert sie und legt das quer in schöne Scheiben verschchnittene Brieschen ein. Man läßt es noch einmal aufkochen. Etwas Weißwein und ein Theelöffelchen Maggi verfeinern das Ragout.

Blumentohl auf Schweizer Art. Die Rosen sollen thunlichst ganz bleiben, doch müssen die Blättchen aus jeder Fuge herausgeputzt und die harte Haut an den Stengeln abgezogen werden. Nachdem der Blumenkohl in gesalzenem Wasser weich gekocht ist, wird er ausgelegt, mit zerlassener Butter übergossen und dicht mit geriebenem Käse überstreut. Mit einem Stück frischer Butter, einem Kochlöffel Mehl und dem Blumenkohlwasser bereitet man eine ganz helle Tunk, zieht sie mit Eigelb und Zitronensaft ab, hebt sie mit einigen Tropfen Maggiwürze und giebt sie nebenher.

Ochsenfleisch. Der Ochsenfleisch wird rein gewaschen und an den einzelnen Gliedern durchgeschnitten. Die Stücke werden mit einer Zwiebel, in welche zwei Nellen gesteckt sind, einer gelben Rübe, Petersilie, einem Lorbeerblatt, mehreren Pfefferkörnern und Salz nebst dem nöthigen Wasser in einem Topf zugekocht und weich gedämpft. Nun macht man ein braunes Einbrenn, füllt mit der Bräse, in welcher der Ochsenfleisch gekocht wurde, auf, giebt etwas Essig daran, läßt es aufkochen und rührt es in die Tunk. Vor dem Anrichten giebt man noch ein Gläschen Wein daran und serviert mit Semmelflößen oder Kartoffeln.

Rémouladentunke, grüne. Eine Handvoll Kerbel, etwas Schnittlauch, Pimper-

nelle und Estragon werden eine Minute lang in siedendem Wasser blanßiert, in einem Tuch trocken ausgedrückt und sehr fein gehackt oder im Mörser gestossen. Nun fügt man einen reichlichen Eßlöffel Senf, etwas Salz, weißen Pfeffer, den Dotter eines rohen Eies und ganz allmählich drei Eßlöffel Olivenöl hinzu. Auch einige gehackte Kapern, sowie zwei Eßlöffel Essig sind noch zu einzumengen.

Gebratenes Kaninchen. Ist das Kaninchen gut vorbereitet, so spickt man es fein, übergießt es mit stark kochendem Wasser, damit die Poren sich schließen, gießt dasselbe jedoch gleich wieder ab und bratet das Kaninchen mit Butter und saurem Rahm, den man aber mit der Butter zugleich daran thut. Man begießt den Braten häufig und reicht grüne Erbsen dazu.

Aufgelegene Omelette (Soufflée). Fünf Eigelbe werden mit fünf Eßlöffeln Zucker, welcher an einem Stück Zitrone abgerieben wurde, schaumig gerührt, die Eiweiße zu einem sehr steifen Schnee geschlagen und leicht darunter gemengt. Nun macht man in einer Pfanne ein Stück Butter heiß, schüttet die Masse hinein, läßt die Omelette rasch unten gelb werden, stellt sie noch etwa fünf Minuten in die heiße Bratröhre, bestreut sie mit Zucker und trägt sie so gleich mit Kompott zu Tisch.

Arme Ritter. Man reibt Semmeln ab, schneidet sie in hübsche Scheiben und gießt hinreichend kalte Milch, besser Rahm, mit einigen Eiern und Zucker gut gequirlt, über die Stücke. Es ist gut, man wendet sie öfters, damit sie ganz durchgezogen werden. Nun bereitet man eine Semmelfrucht (keine Rinde), schlägt ein Ei leicht, dreht in diesem die Schnitten, hernach in den Krumen und bäckt dieselben in gutem Backfett. Man bestreut sie leicht mit Zucker und reicht eine Hagebuttentunke dazu.

Rosinenpanetten. Acht Eier werden mit 375 Gramm Zucker zu dickem Schaum gerührt; sodann mengt man 1/2 Kilo gereinigte Rosinen, 375 Gramm geschälte, in Streif-

chen geschnittene süße Mandeln und 375 Gramm feines Mehl hinzu. Aus dieser Masse formt man längliche Brote, bäckt dieselben bei mäßiger Hitze auf gebuttertem Blech, zerteilt sie dann in Schnitten und röstet sie auf beiden Seiten gelb.

Anna Berg.

Nach noch schlimmer als die Fliegen im Sommer sind die letzten Fliegen im Spätherbst, die sich zu wahren Plagegeistern gestalten und vor allem den Hausheern ärgern, dem sie die wohlverdiente kurze Mittagsruhe rauben. Um die letzten Fliegen rasch zu entfernen, ist das folgende Mittel, welches ihnen bald den Tod bringt, zu empfehlen. Ein ganzes Ei wird schaumig geschlagen, mit einer halben Tasse saurer Milch und einem Kaffeelöffel schwarzem Pfeffer vermischt und auf einen Teller gegossen. Obenauf streut man etwas Zucker und stellt den Teller an eine dem Auge nicht allzu bemerkbare Stelle. Man wird bald keine Fliegen mehr im Zimmer haben.

Zu kaltes Bier kann an kalten Herbstabenden leicht eine Magenverstimmung hervorrufen, zumal wenn man aus Gewohnheit die Bierflaschen noch gerade wie in heißen Sommerzeiten etwa im Eiskühlschrank oder im tiefen Keller liegen hat. Man kann zu kaltem Bier auf einfachste Weise rasch die dem Organismus zuträglichste Temperatur geben, wenn man einen Steingut- oder dicken Porzellankopf mit heißem Wasser bereitstellt. In diesen schüttet man im Augenblick des Gebrauchs, nachdem man das Wasser entfernt hat, das Bier, schüttelt es in dem Topf einen Moment durch und schenkt es dann sofort in die bereitstehenden Gläser. Auf diese Weise erreicht man es, daß zu kaltes Bier die dem Magen zuzugende Wärme erhält, ohne Kohlensäure oder Schaum einzubüßen. Man darf natürlich nicht mehr Bier auf einmal erwärmen, als man sofort braucht.

Im Herbst wird von unsern Freunden auf dem Lande, welche jetzt junge Hähnchen, Enten und Gänzer reichlich haben, auch

oft eine Jagd besitzen und Rebhühner in größerer Anzahl schießen, uns vielfach zur Freude ein Postpaket mit Geflügel übersandt. Die oft noch unverhofft heiß scheinende Sonne einesteils, andernteils aber die noch warme Luft im Postwagen und Posttraum verurfachen es trotz der vorgerückten Jahreszeit, daß das Geflügel nicht tadellos frisch ankommt. Wer Geflügel verschickt, sollte jedem einzelnen Tier mit einem Häkchen die Gedärme herausziehen und statt derselben reine, mit Salicylsäure bestäubte Papier schnitzel in den Leib stecken. Man wickelt dann jedes Geflügel in Papier und verpackt es zwischen grob gestoßenen Holzstößen in einem dicht geschloffenen Korb. Man kann stets sicher sein, daß die Tiere tadellos frisch, auch auf große Entfernungen, ankommen.

Die gute und preiswerte Herbstbutter kann man sich für die Winterzeit, die stets außerordentlich hohe Butterpreise bringt, zu Brat- und Backzwecken auf die folgende einfache Weise konservieren. Man muß vorerst die Butter mit salicylsäureverfehtem Wasser gut auskneten, damit alle Milchteilchen verschwinden. Dann trocknet man die Butter mit einem reinen Tuch ab, nimmt weithalsige Glasflaschen und drückt die Butter hinein, doch müssen zehn Centimeter bis zum Rand freibleiben. Die Glasflaschen werden fest zugesperrt und in einen Kessel mit kaltem Wasser gesetzt. Man stellt sie aufs Feuer, bringt das Wasser langsam zum Kochen und nimmt den Kessel vom Feuer. Man läßt die Butter in dem Wasser, bis sich dies so weit abgekühlt hat, daß man die Hand hineinhalten kann, nimmt die Flaschen dann heraus und bewahrt die Butter an kühlem Ort auf. Man hat auf die angegebene Weise die Butter sterilisiert, das heißt keimfrei gemacht, sie hält sich in den verschlossenen Flaschen etwa sechs Monate frisch und vollkommen rein im Geschmack, sie kann deshalb unbesorgt zu den feinsten Speisen und Gebäcken genommen werden.

Luitz Holle.

Was giebt es Neues?

Militär und Marine.

Zur Ausführung der Stiftungsurkunde der Chindemünze hat der Kaiser bestimmt, daß nachstehende Gefechte zur Anlegung einer Spange am Bande der Denkmünze berechnen: 1. Taku (für die Teilnehmer an der Besehung des Taku-Forts); 2. Seymour-Expedition (für die Teilnehmer an der Expedition des Admirals Seymour); 3. Tientsin (für die Teilnehmer an den Kämpfen um Tientsin von Mitte Juni bis Mitte Juli 1900); 4. Peking (für die Verteidiger der Gesandtschaften in Peking); 5. Beitang-Forts (für die Teilnehmer an der Eroberung der Beitang-Forts am 20. September 1900); 6. Lianghsianghsien (für die Teilnehmer an den Gefechten bei Lianghsianghsien am 11. September 1900 und bei Nanchungmen am 25. September 1900); 7. Kaumi (für die Teilnehmer an den im Hinterlande des Kiautschougebietes stattgehabten Gefechten des 3. Seebataillons); 8. Tsefingkwang (für die Teilnehmer an dem Gefechte an der chinesischen Mauer am 29. Oktober 1900); 9. Katgan (für die Teilnehmer an der Expedition nach Katgan); 10. Guolu (für die Teilnehmer an den Gefechten, die am 23. April 1901 südwestlich von Boatingfu an verschiedenen Punkten der großen Mauer stattfanden). Als Beginn der kriegerischen Ereignisse in Ostasien ist der 30. Mai 1900, als Endpunkt derselben der 29. Juni 1901 anzusehen.

Unterrichtswesen.

Abschaffung der griechischen Sprache an den Gymnasien. Die Direktionen sämtlicher Gymnasien in Niederösterreich waren im Laufe dieses Schuljahres durch ein Zirkular um ihre Meinung über die in letzter Zeit wiederholt angeregte Abschaffung der griechischen Sprache an den Gymnasien befragt worden. Die nunmehr festgestellt ist, haben die meisten Gymnasialdirektionen nach eingehender Besprechung mit den Fachprofessoren sich für die Abschaffung der griechischen Sprache an den Gymnasien und für den Ersatz dieser toten Sprache durch eine moderne Sprache ausgesprochen.

Denkmäler.

Das Scheffel-Denkmal in Säckingen. An der Stätte, wo Viktor von Scheffels dichterisches Erdenwallen begann, wo er in seinen Mußestunden — verfuhr er doch in Säckingen ein Jahr lang den Referendarposten am dortigen Amtsgericht — zum lauschigen Waldsee pilgerte und den Rahmen zum „Trompeter“ schuf, tritt zu den mannigfach schon vorhandenen Zeichen der Verehrung, die man dem Dichter zollt, ein neues. Umgeben vom Grün des Waldes, umrauscht von dessen Wipfeln, ist ein Denkmal entstanden, welches das dankbare Säckingen seinem Sänger zu Ruhm und Ehr' erbaut. Auf hohem Piedestal erblickt wir Scheffels markante Gestalt, den Dichter, nicht den allzeit fröhlich dahinwandernden Gefellen, wie ihn zum Beispiel das Denkmal vor dem Heidelberger Schloß wiedergibt; zu seinen Füßen läßt der „Trompeter“ seine Weisen ertönen, und plätschernd rieselt eine lauschige Quelle daneben — ein Bild, wie geschaffen, uns in Waldeseinsamkeit und Waldeschönheit den schwärmerischen Verehrer der Natur in seiner ganzen poesievollen Kraft vor Augen zu führen. Entwurf und Ausführung des Denkmals rühren von dem Münchner Bildhauer Johann Wilhelm Menges her.

Großstadtstitten.

Das G'schpül. Ueber München wölbt sich ein tiefblauer Himmel. Die Sonne glüht am Firmament, als müßte sie „ohne Hilfe von Apparaten“ ein Duzend der schwersten Oktoberfestochsen braten. Die Luft zittert über den Dächern der Häuser, als wären das lauter geheizte Backöfen, und der gummiweiche Asphaltfuß in den Straßen riecht so intensiv, als wären in der Stadt hundert Asphaltpfannen mitten im Kochen drinnen. Aber da wird nichts gelocht — denn heute ist Sonntag. Es ist etwa drei Uhr nachmittags. Kaum daß man einen Menschen auf der Straße sieht. Nur in den müde daherschleichenden Tramwaywagen sitzen hier und dort ein paar Gestalten, die, so schnell es das schwihende Tramwaygroß eben erlaubt, dem Bahnhofe zufliehen, um mit dem nächsten Vorortzug noch dem höllischen Brodem zu entweichen, dem die Stadt überantwortet ist. Stille, tiefe, träumerische Stille ringsum. Nicht einmal die rot-gelbe Eisenbahnfähne am Marienplatz thut so, als wenn sie beweglich wäre, und einige Droschkengaulen, die am Marienplatz stehen, machen eine Figur, als wären sie ausgestopft. — Da schwenkt aus der Hofengasse ein dicker, grauhäutiger Mann in die Kaufingerstraße ein. Langsam, ganz langsam, und jeden schattigen Hausvorsprung und Winkel ausnützend, pendelt er zur Neuhauserstraße hinan. Kaum hat er ein paar Schritte gemacht, bleibt er wieder stehen, pustet und stöhnt, bläst und schnauft wie eine Compoundlokomotive, und wischt sich mit einem großen, blaugetüpfelten Taschentuch die dicken Schweißperlen von dem ebenfalls dicken Gesicht. Und mit einem kräftigen Fluch seht er sich dann wieder in Bewegung. Endlich hat er die Höhe des Karlsthores erreicht, noch ein paar Schritte, noch ein paar Duzend Schweißtropfen, noch einige ingrinnige Flüche, und jetzt tritt er in die große, stille Halle eines Cafés. Es ist fast leer. Die Kellnerinnen haben die kühlfsten Winkel aufgesucht und sitzen dort in den bequemsten Stellungen, die eine schlafend, die andere mit leeren Augen vor sich hin-

starrend, die dritte versunken in einen Liebesbrief, den ihr ein flatter Student, ein „Herr Doktor“, geschrieben hat. — Gäste sieht man in dem großen Lokal keine. Wer sollte auch bei diesem herrlichen Wetter in der Stadt bleiben, und gar in einem öden Café sich langweilen! Doch halt! Da hinten, an einem runden Marmortisch — da sind ja doch einige Gäste. Einer, der sich mit den „Neuesten Nachrichten“ Kühlung zuschüttelt, ein anderer, der, in den Stuhl zurückgelehnt, offenbar sein Mittagschlöschen macht, ein dritter, der seine Tasse Kaffee schlürft. Der bemerkt den eben eintretenden Gast, und indem er nach links und rechts an seine beiden Tischgenossen sanfte Rippenstöße ausstößt, ruft er dem offenbar Erwarteten zu: „Ah! Servus, Kaverl! Daß d' nur grad' da bist! Mir ham scho g'moant, du kimmst epper gar net! Säh! Da seß di her! Spezi!“ Er rückt dem Freund einen Stuhl zurecht, dann stieß er seinen Nachbarn zur Linken, der noch immer schnarchte, noch einmal sanft in die Seite und rief: „Maier! Aufg'wacht! Der Schneider Kaverl is dader! 's G'schpül kann anfangen!“ — „Wo steckst denn so lang? Mir wart'n scho a g'schlag'ne halbe Stund!“ fragt der dritte Herr der Gesellschaft, der die Zeitung, mit der er sich fächelte, der herbeigeeilten Kellnerin übergibt und dafür ein „G'schpül Karten“ aus ihren Händen in Empfang nimmt.

Er meint damit sein Gegenüber, der mit Triumphatormiene ein „ganz nobels Schpül“ macht. „Barum triagst jezt du alli Boana? Net amal a Terz in dem Safta g'schpül! I mag nimma! Da werd ma ja g'laust, daß 's nimma schön is!“ Und resigniert wirft er die Karten hin. Herr Kaverl Schneider hat heute seinen guten Tag — er macht alles. Auch der Herr Himpfperl jammert. „Kau hast d' Karten in der Hand, hat der Mensch scho wieda an Dack! Teifi! Teifi! Es fällt oam halt nign her! Es fällt nign! Au weh! Au weh! Jez'n muß i roas'n!“ Herr Schneider spielt wie ein Herrgott. Er läßt nicht aus. Aber der Schweiß rinnt ihm von der Stirn wie „Bassaschaffln“. So ein Malefizwetter! Da mit einem Male wendet sich das Spiel. Er rückt unruhig auf seinem Stuhl hin und her und macht „hm, hm!“ und „Ah, ah!“ — „No, was maust denn a so?“ höhnt sein Partner. „Bagunnt mir net aa amal was? Ein Wein! Eine Terz!“ — Herr Schneider wird wütend. Er laut an seiner Zigarre, als wollte er sie verzehren. Es ist gerade, als wenn alles verheert wäre. Er kriegt kein „G'schpül“ mehr in die Hand. Und diese Hitze! — Da geschieht das Unerhörte. Sein Gegenüber schreit: „An Dack! und an Bella und — und — an Hunderter hab' i! Und aus is und gar is!“ — Herr Schneider fährt auf. „Das giebt's net! I — hab' — i —“ — „Nign hast! Kaverl! Da schaug hera auf d' Tafel! Bist ja no net amal drauß'n!“ — Und Herr Schneider schaut auf die Tafel und rechnet und rechnet. Dann schiebt er die Tafel zurück und brummt in seinen Bart hinein: „Jez'n mag i nimma! Ueberhaupt! Bei einer solchen Hitze'n schpül'n! Das is eine Viecherei! I geh' jez'n! Mirzl zahl'n. An Kaffee hab' i und a Springerl und no a Springerl und a Limonad' und zwoa Halbi Bier.“ — Da vasaust ma 's ganze Vermögen bei einer solchen Malafizhitze! Servus, meine Herren! Morg'n nimm i Revansch!“ Und wie eine Dampfmaschine pustet er nach Hause. Wie er in seine Wohnung tritt, springen ihm seine beiden Buben mit roten Köpfen und leuchtenden Augen entgegen und rufen: „Bata! Wir war'n in Gauting! Ah, da is schön g'we'n im Wald! Da war's kühl, Bata! Und Erdbeer'n ham mir g'fund'n, Erdbeer'n!“ — „Staad seid's, ös Lausbuam überanand!“ herrscht sie Herr Schneider an und entledigt sich seines Rockes und seiner Weste. Da kommt seine Gattin in das Zimmer und begrüßt ihn. „Bata! Das war schön! Net a bißl hoas is drauß'n g'we'n! Wannst dabei g'wesen wärs!...“ — „I wer' bei einer solchen Hitze'n furtzahn! Waar' mir scho g'nua! Net um a G'schloß! So was Dumm's fallet mir meiner Lebtag net ein! Ich hab' mein Kaffee g'müatli 'trunken und mein Tertl g'macht... das war aa schön!“ Und wie der kleine Kaverl, sein Jüngster, ihm die zweite frische Maß vorsetzt, reckt sich der Herr Schneider behaglich auf seinem Kanapee und freut sich schon in seinem auf morgen nachmittag, wo er an seinen Spielgenossen Revanche nehmen wird, „blutige Revansch“.

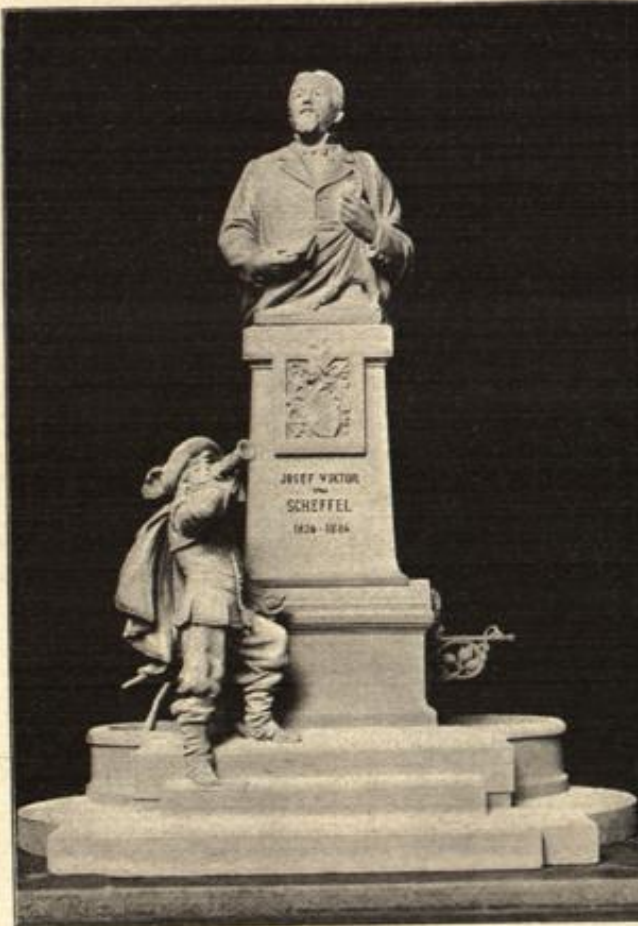
Aus: „Dös giebt's!“ Münchner Humoresken von Maximilian Krauß. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Erfindungen.

Telegraphie ohne Draht. Die Resultate der Telegraphie ohne Draht nach dem System des spanischen Majors Gervera sind nach „The Electr. Rev.“ vom 2. August 1901 ganz überraschend. Der Major hat mit absoluter Sicherheit Depeschen zwischen Larifa und Ceuta (über die Meerenge von Gibraltar weg) gewechselt. In nächster Zeit wird er von Barcelona nach den Balearen telegraphieren, und es ist ihm zweifellos, daß er im Stande sein wird, von Spanien nach Amerika zu depechieren. Sein System soll den großen Vorzug vor dem Marconis besitzen, daß es ein Abfangen der Telegramme unmöglich macht. Bei Alicante hat der Major Minen aus der Ferne entzündet und hofft, die Pulvermagazine von Kriegsschiffen aus weiter Ferne entzünden zu können. Die spanische Regierung hat 100 seiner Apparate gekauft, und eine belgische Gesellschaft hat ihm 250 000 Franken zur Ausnützung seiner Erfindung in Belgien geboten.

Aus der Frauenwelt.

Chinesische Frauenbewegung. In China hat man nun doch anscheinend über die große Mauer geguckt. Die Frauen ahmen bereits ihren europäischen Schwestern nach, emancipieren sich und überholen sie vielleicht noch. Sie radeln eifrig durch das Land und tragen die bekannten Bloomers, das bauschige Weinkleid, das bei den westlichen Kulturvölkern verpönt ist. Sie nehmen den Kampf gegen die Mode auf. Für sie sind aber weder der Stahlpanzer noch die Schleppe die beleidigenden Objekte. Sie bemühen sich, ein viel ärgeres, verderblicheres Uebel auszurotten: die Verkrüppelung der Füße. Sie wollen es nicht mehr dulden, daß den Kindern die Füße eingebunden und verkrüppelt werden. Und die modernen Frauen gehen mit gutem Beispiel voran. Sie tragen europäische Stiefel mit flachem Absatz. Auch haben sie sich der Wollgamaschen entledigt und zu seidenen Strümpfen gegriffen. Sie pudern sich das Gesicht, das Haar und die Hände. Alle diese Errungenschaften werden den Reiz der deutschen Frauen nicht erregen. Wohl aber wird die Tatsache sie in Erstaunen setzen, daß die chinesischen Frauen eine Tageszeitung herausgeben, die nur von Frauen verfaßt und geleitet ist.



Das Scheffel-Denkmal in Säckingen.

das er energisch mischt. — „Wo wer' i denn steck'n! In mein'm G'wand!“ knurrt Herr Schneider mürrisch und trocknet sein Haupt mit dem Taschentuch. „A Schwimmbad'n waar' mir scho liaba! Bei dera Hitze!“ — „No, no!“ beruhigt der andre und gab die Karten. „I hab' halt g'moant, du waars bei dem schönen Wetter aa a bißl ausg'log'n!“ — „Waar' mir scho g'nua! Bei an solchen Schandwetta! Weg'n meiner soll ausliag'n wer mag. I hab' scho g'nua von dem Marsch dader! Dös is ja a Viechheit!“ schnauft Herr Schneider, zündet sich seine Zigarre an und thut ein paar mächtige Züge. — „Mei Liaba! Da geht d' Fett'n weg!“ spottet Herr Maier. — „Schpül'n, schpül'n, meine Herrn!“ mahnt sein Gegenüber und wirft klatschend eine Karte auf den Tisch. — Bald fällt Karte auf Karte. Man hört nichts mehr als das Krachen und Schaben der Kreide auf der Schiefertafel, die Herr Maier mit einer Menge von Strichen und Haken bedeckt. Sie und da noch ein Ausruf der Ueberaschung, des Staunens, der Wut, ein Ah! der Freude, des Triumphs. Und siederhaft gleiten die Karten durch die Hände. Es ist das bekannte Münchner Tertelspiel, dem die Herren huldigen. Tag für Tag, jahraus jahrein geben sie sich ein Rendezvous in den Nachmittagsstunden. Die Sonntage nicht ausgenommen. Denn für das Tertelspiel ist noch keine Sonntagsruhe geschaffen. Und so sitzen sie auch heute wieder beisammen, der Herr Maier und der Herr Schneider, der Herr Himpfperl und der Herr Schnazinger. „A Terz!“ — „A Quart!“ — „Ein Wein!“ — „Noch ein Wein!“ — Und so geht's fort. Man arbeitet, als würde man bezahlt dafür. Die Hitze wird immer unerträglicher. Man bläst, man pustet, man schwitzt und stöhnt; eine Stunde, zwei Stunden, drei Stunden... „A Terz!“ — „A Quart!“ — „Ein Wein!“ — „Jessas! Jessas! Hat der Mensch an Dusel!“ stöhnt der Herr Schnazinger.